The University of Chicago
FOUNDED BY JOHN D. ROCKEFELLER

DAS JUNGE DEUTSCHLAND UND GOETHE

A DISSERTATION

SUBMITTED TO THE FACULTY OF THE GRADUATE SCHOOL OF ARTS AND LITERATURE IN CANDIDACY FOR THE DEGREE OF DOCTOR OF PHILOSOPHY

(DEPARTMENT OF GERMANIC LANGUAGES AND LITERATURES)

BY

ADOLF CARL VON NOÉ

CHICAGO
1910

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
WITHDRAWN

3781
C53N
UNCLASSED

The University of Chicago
FOUNDED BY JOHN D. ROCKEFELLER

DAS JUNGE DEUTSCHLAND UND GOETHE

A DISSERTATION

SUBMITTED TO THE FACULTY OF THE GRADUATE SCHOOL OF ARTS AND LITERATURE IN CANDIDACY FOR THE DEGREE OF DOCTOR OF PHILOSOPHY

(DEPARTMENT OF GERMANIC LANGUAGES AND LITERATURES)

BY

ADOLF CARL VON NOÉ

CHICAGO
1910

Vorwort.

Die in den folgenden Blättern enthaltene Untersuchung war bereits im Jahre 1905 abgeschlossen und zur Erwerbung der philosophischen Doktorwürde an der Universität Chicago verwendet worden. Die Drucklegung wurde verschoben, da diese Untersuchung in einer größeren Arbeit Verwendung finden soll. Dieser Plan mußte jedoch geändert werden, da sich sonst die Veröffentlichung der Dissertation zu lange hinausziehen würde. Die ursprüngliche Fassung wurde, abgesehen von geringen Zusätzen, beibehalten.

Meinen verehrten Freunden, den Herren Professoren Starr W. Cutting der Universität Chicago, Julius Goebel der Staatsuniversität von Illinois in Urbana und Camillo von Klenze der Brown-Universität in Providence, R. I., fühle ich mich für seinerzeitige Anregung und Förderung bei dieser Arbeit zu besonderem Danke verpflichtet.

Chicago, Illinois, U. S. A., Dezember 1909.

Adolf C. von Noé.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/dasjungedeutschl0000adol

Die Untersuchung beginnt mit einem Überblick der dem Gegenstande gewidmeten Literatur. Daran schließt sich in gedrängter Darstellung das ästhetische Programm des Jungen Deutschland, worauf die Beurteilung Goethes zurückzuleiten ist. Als drittes und wichtigstes Kapitel kommt die Stellungnahme der Jungdeutschen zu Goethe, und zum Schlusse wird ein kurzer Rückblick geboten.

Das Verhältnis des Jungen Deutschland zu Goethe hat noch keine eingehende Betrachtung gefunden. Beschäftigt haben sich mit dem Gegenstande:

V. Hehn, Gedanken über Goethe, I. Teil (zitiert nach der 2. Aufl. 1888);

Walter Robert-tornow, Goethe in Heines Werken. Berlin 1883;

G. Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Band VI: Das Junge Deutschland. Übersetzt von A. v. d. Linden. 3. Aufl. Leipzig 1897;

J. Prölß, Das Junge Deutschland. Stuttgart 1892;

L. Singer, Das Junge Deutschland und Goethe (Chronik des Wiener Goethe-Vereines, Bd. IX, Nr. 3 u. 4, S. 11—17). Wien 1895;

V. Schweizer, Ludolf Wienbarg, Beiträge zu einer Jungdeutschen Ästhetik. Leipzig 1898;

S. Lublinski, Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Band III: Das Junge Deutschland. Berlin 1900.

M. Holzmann, Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Berlin 1904. (Nr. 129 der Deutschen Literaturdenkmale.)

Hehn beschäftigt sich vor allem mit Menzel, Heine und Börne in ihrem Verhältnis zu Goethe. Er weist auf Menzels Literaturgeschichte und wirft diesem vor, er habe durch sein ebenso freches wie einfältiges Urteil den Zauber gebrochen, den

die Romantische Schule seit Anfang des Jahrhunderts um Goethe verbreitet hatte, und den platten, phantasielosen Verstandesmenschen den Mut eingeflößt, Goethe anzugreifen (l. c. 158).

In Heine und Börne sieht Hehn das doppelte Element, das in der jüdischen Anlage liegt, vertreten: das eitel-frivole (Heine) und das starr-fanatische (Börne). Beide Geistesformen stünden dem Gemüte und der Anschauung Goethes so fremd gegenüber wie etwa im Altertum Semitismus und Hellenismus (ib. 162). Allerdings sei Heine durch das freundliche Entgegenkommen begeisterter Goethejünger[1]) in Berlin abgehalten worden, direkt gegen Goethe aufzutreten (ib. 162).

Von den übrigen Vertretern des Jungen Deutschland sagt Hehn: „Sie hielten Goethe für den zweiten Heine, für einen Epikuräer und ewig blühenden Jüngling, dessen Leben und Dichtung nur dem Genusse schönen Daseins gegolten hätte, und machten ihm daher ein freundliches Gesicht, auch verknüpfte sie noch ein loses Band mit der Hegelschen Schule, die in Goethes Werken die Wahrheit im Schleier der Dichtung gefunden haben wollte[2]); aber da die revolutionären Parteigänger, Börne an ihrer Spitze, in Goethe ihren eigentlichen Feind haßten, da ihnen auch Gervinus, der ja Professor war, imponierte[3]), so fiel in Gutzkows und der anderen Genossen Auslassungen dazwischen manches harte Wort über den hohen Meister, der von ihnen im Grunde so wenig verstanden wurde, als von Wolfgang Menzel und G. G. Gervinus (ib. 168).

Walter Robert-tornow gibt in dem Bändchen „Goethe in Heines Werken“ eine Aufzählung der meisten, in der Heine-Ausgabe von 1876 (Hamburg, Campe) vorkommenden Stellen, wo Goethe genannt wird. Er wollte für Heine eine Fortsetzung von Julius W. Brauns „Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen“, welche Sammlung sich nur bis 1812 erstreckt, liefern. Robert-tornows Buch ist eine handliche Materialsammlung, jedoch nicht vollständig.

---

[1]) Hehn denkt an den Kreis von Rahel Varnhagen.

[2]) Vgl. K. Fr. Göschel, Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Goethe. Berlin 1832.

[3]) Dies bezieht sich auf G. G. Gervinus, Über den Goethischen Briefwechsel. Leipzig 1836.

Brandes hat nur Börne und Menzel im Auge. Des ersteren Goethehaß führt er auf den großen Abstand der gesellschaftlichen Stellung, die der junge Börne und der junge Goethe in Frankfurt einnahmen, zurück (l. c. 40ff.), ferner auf die Stellung Goethes zu Fürsten und Aristokraten. Börne hatte übersehen, daß er selbst jünger als Goethe sei, und daß in der neuen Zeit eine Verschiebung in der Stellung der Schriftsteller zu den Großen stattgefunden habe. Es lebten die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts nicht von Honoraren, sondern von den Geschenken kunstsinniger Fürsten. Erst die französische Revolution habe diesem Verhältnis ein Ende gemacht. Goethes Lebensstellung aber sei vor der Revolution geschaffen worden (ib. 61ff.). Eine andere Erklärung sucht Brandes in Börnes Mangel an Sinn für einfache Poesie, die ihn unempfänglich für die dichterischen Leistungen Goethes machte. Börne verlange in jedem Werke eine modern-gefühlvolle, religiöse oder politische Moral (ib. 68ff.). Brandes sagt von Menzel, er sei der erste gewesen, der die Herabsetzung Goethes in großem Stil und mit konsequenter Hartnäckigkeit betrieben habe. Seine Polemik hätte er mit wahnwitzigem Dünkel und felsenfestem Glauben an die Berechtigung seines Angriffes geführt. Zuerst suchte er die Bewunderung der Leserwelt für Goethes Originalität zu untergraben und strebte danach, in Goethes Schriften Nachahmungen eines Vorbildes oder doch geborgte Gedanken aufzuspüren und überall fremden Einfluß nachzuweisen (ib. 69ff.).

Brandes sieht zwischen Börnes Angriffen auf Goethe und denen Menzels die größte Unähnlichkeit. Börne lasse sich nicht darauf ein, Goethes Dichtungen zu beurteilen, geschweige denn zu verurteilen; aber noch weniger erniedrige er sich zu Beschuldigungen wegen geschlechtlicher Unsittlichkeit wie Menzel, sondern sein beständiger Sturmlauf beschränke sich nur auf dessen politische Persönlichkeit (ib. 72).

Prölß schildert die Abkehr der jüngeren Schriftsteller, wie Gutzkow, Laube, Heine und Wienbarg von Menzel und Börne. Laube und Gutzkow hätten sich folgenden Satz zur Richtschnur genommen: „Die Verfechter des nationalen Fortschritts, soweit sie Poeten seien, sollten nicht Prediger der neuen Lehren, sondern Gestalter von neuen Menschen und neuen Schicksalen sein.“ Damit seien beide wieder in die Fußstapfen Goethes getreten (l. c.

389). Diese Schwenkung im Verhalten Laubes und Gutzkows schreibt Prölß dem Einflusse von Goethes nachgelassenen Worten „Für junge Dichter“ zu (ib. 391).

Prölß führt an, daß Heine in seiner „Romantischen Schule“ Goethe als den Hohenpriester des Pantheismus, der Naturgöttlichkeit in Kunst und Leben feiere (ib. 394). Ferner verweist er darauf, daß Ludolf Wienbarg Heines Idee, die moderne Kultur sei von dem Kampfe zwischen Sensualismus und Spiritualismus bedingt, weiter ausgeführt und tiefer begründet habe (ib. 408). Allerdings habe Wienbarg Goethe als einen Charakter erklärt, dem nicht die unmittelbare Gestaltung der Außenwelt, sondern zunächst die Bildung seiner eigenen Persönlichkeit von der Natur zum Grundsatz gemacht worden sei (ib. 415).

Singer versucht in einem Vortrag, der nicht ganz sieben Druckseiten füllt, die Stellung des Jungen Deutschland zu Goethe zu beleuchten. Er nennt die wichtigsten Vertreter der Schule, welche sich für oder gegen Goethe ausgesprochen haben. Die Kürze von Singers Ausführungen erlaubt ihm nicht über den Rahmen einiger Daten und Schlagworte hinauszugehen.

Schweizers Betrachtungen bewegen sich ausschließlich um Wienbarg. Nach ihm hat letzterer zuerst die Forderung, daß man Poesie und Leben nicht voneinander trennen dürfe, auf Goethe zurückgeführt (l. c. 77). Schweizer bemerkt, Wienbarg nehme wohl an, daß das junge Leben gehemmt sei und einen großen Teil seiner Kräfte im offensiven und defensiven Kampfe gegen die Zähigkeiten und Widerstände des alten verbrauchen müsse, doch finde er in eben diesem Alten die Wurzeln und Bürgschaft einer neuen Entwicklungsstufe. Und zwar sehe er die Möglichkeit des Fortschrittes vor allem in der Anknüpfung an den jungen Goethe (ib. 140). Auch habe Wienbarg als erster eine zusammenfassende Rechtfertigung Goethes gegen Menzels Vorwürfe gegeben (ib. 141).

Schweizer nennt allerdings Wienbargs Stellungnahme zu Goethe einseitig. Sie beruhe vollständig auf der freiheitlichen und nationalen Richtung des Jungen Deutschland. Abgesehen davon, daß er mit großem Erfolg Goethes ästhetische Theorien und seine kritische Technik verwertete, habe er an seinen Hauptzwecken mehr zu entschuldigen als zu loben. Dabei sei Wienbarg

in seinem Urteile über Goethes Werke, namentlich die späteren, von Heine beeinflußt worden (ib. 143).

Lublinski betitelt das erste Kapitel des dritten Bandes von „Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert“ Seite 1—43 „Menzel, Börne und Goethe“. Er zeigt darin, daß Menzel, der pietistisch-romantische Burschenschafter, zu Goethe im natürlichen Gegensatze stand, daß dagegen Börnes Goethehaß auf Mangel an Verständnis für Goethe beruht. Börne war im Gegenteil sogar Goethes Schüler, und die neue Ästhetik, welche jener begründete und die im Satze gipfelt: „Das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, ist in diesem Punkt, und der schnelle Blick, der ein so kurzes Dasein aufzufassen vermag, wird es als Kunstwerk erscheinen,“ war schon von Goethe ausgedrückt worden in den Worten des Herrn im Faust:

Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne,
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Holzmann gibt ein chronologisch angeordnetes, vollständiges Verzeichnis aller auf Goethe bezüglichen Stellen in Börnes Werken.

Bibliographie.

O. Berdrow, Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Stuttgart. 2. Aufl. 1902.

E. Bergmann, Die ethischen Probleme in den Jugendschriften der Jungdeutschen. Leipzig 1906.

K. Biedermann, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Breslau 1890.

L. Börne, Gesammelte Schriften. Hamburg, Offenbach, Paris 1829—1834.

— —, Nachgelassene Schriften. Mannheim 1844—1850.

H. Bloesch, Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich. Bern 1903.

F. C. Dahlmann, Kleine Schriften und Reden. Stuttgart 1886.

Dioskuren für Wissenschaft und Kunst, herausgegeben von Th. Mundt. Berlin 1836—1837.

O. Draeger, Theodor Mundt und seine Beziehungen zum Jungen Deutschland. Marburg 1909.

J. Dresch, Gutzkow et la jeune Allemagne. Paris 1904.

Epigonen. Herausgegeben von Wigand. Leipzig 1846—1847.

E. Gans, Rückblicke auf Personen und Zustände. Berlin 1836.

L. Geiger, Vorträge und Versuche. Beiträge zur Literaturgeschichte. Dresden 1890.

— —, Das Junge Deutschland und die preußische Censur. Berlin 1890.

G. G. Gervinus, Über den Goetheschen Briefwechsel. Leipzig 1836.

K. Gutzkow, Gesammelte Werke. 1. Aufl. Frankfurt 1842 bis 1857, 2. Aufl. Jena 1827—1876.

— —, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von H. H. Houben. Leipzig o. J.

— —, Die schöneren Stunden. 2. Aufl. Stuttgart 1869.

— —. Dramatische Werke. Jena 1881.

— —, Rückblicke auf mein Leben. Berlin 1875.

Hallische Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, herausgegeben von A. Ruge und Th. Echtermeyer. 1838 bis 1842.

M. Holzmann, Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken. Berlin 1888.

H. H. Houben, Gutzkow-Funde. Berlin 1901.

— —, Ein Verschollener vom Jungen Deutschland. Zum Gedächtnisse Ludolf Wienbargs. Allgemeine Zeitung. Beilage vom 29. und 30. Dezember 1902.

— —, Studien über die Dramen Gutzkows. Jena 1899.

H. Heine, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Ernst Elster. Leipzig und Wien o. J.

H. Heines sämmtliche Werke. Hamburg 1876.

G. Herwegh, Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840. Belle-Vue 1845.

Jahrbuch der Literatur. Hamburg 1839.

Ellen Key, Rahel. Eine biographische Skizze. Leipzig o. J.

R. Krauß, Paul Pfizer. Zukunft vom 26. Okt. 1904.

F. G. Kühne, Portraits und Silhouetten. Hannover 1843.

H. Laube, Gesammelte Werke. Wien 1875—1880.

— —, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von H. H. Houben. Leipzig o. J.

— —, Gesammelte Werke in 50 Bänden. Unter Mitwirkung von A. Hänel herausgegeben von H. H. Houben. Leipzig 1908ff.

— —, Dramatische Werke. Leipzig o. J.

— —, Reisenovellen. Leipzig 1834.

— —, Moderne Charakteristiken. Berlin 1835.

— —, Geschichte der deutschen Literatur. Stuttgart 1839—1840.

Literatur-Blatt zum Morgenblatt für gebildete Stände (seit 1825 redigiert von Menzel). Stuttgart.

S. Lublinski, Litteratur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. Berlin 1900.

H. Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1847.

H. Marggraff, Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche. Leipzig 1839.

O. Meyrhofer, Gustav Freytag und das Junge Deutschland. Marburg 1907.

W. Menzel, Die deutsche Literatur. 1. Aufl. 1828, 2. Aufl. 1836. Stuttgart.

W. Menzel, Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von K. Menzel. Bielefeld und Leipzig 1877.

R. M. Meyer, Goethe und seine Deutschen. Nation vom 19. Aug. 1899.

Mitternachtsblatt für gebildete Stände. Herausgegeben von Müller und Miedmann. Braunschweig 1826 ff.

Th. Mundt, Kritische Wälder. Leipzig 1833.

— —, Madonna. Leipzig 1835.

— —, Die Kunst der deutschen Prosa. Berlin 1837.

— —, Spaziergänge und Weltfahrten. Altona 1838—1839.

— —, Ästhetik. Die Idee der Schönheit und des Kunstwerkes im Lichte unserer Zeit. Berlin 1845.

— —, Dramaturgie oder Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst. Berlin 1848.

— —, Geschichte der Literatur der Gegenwart. 2. Aufl. 1853.

P. Nerrlich, Herr von Treitschke und das Junge Deutschland. Berlin 1890.

P. A. Pfizer, Briefwechsel zweier Deutschen. Stuttgart und Tübingen 1831.

R. E. Prutz, Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart. Leipzig 1847.

K. Reck, Goethe und seine Widersacher oder der neue deutsche kritische Parnaß. Voigt 1837.

(Rehberg), Goethe und sein Jahrhundert. Jena 1835.

Th. Schacht, Über Unsinn und Barbarei in der heutigen deutschen Literatur. Mainz 1828.

E. Schröder, Goethe und die Professoren. Marburg 1900.

K. Schwenck, Literarische Charakteristiken 1900 und Kritiken. Frankfurt 1847.

H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Bd. IV. Leipzig 1897.

K. A. Varnhagen von Ense, Zur Geschichtschreibung und Litteratur. Hamburg 1833.

— —, Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834.

— —, Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Leipzig 1874.

— —, Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim. Leipzig 1865.

F. Wehl, Das Junge Deutschland. Hamburg 1886.
L. Wienbarg, Holland in den Jahren 1831 und 1832.
L. Wienbarg, Ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet. Hamburg 1834.
— —, Wanderungen durch den Thierkreis. Hamburg 1835.
— —, Zur neuesten Litteratur. Mannheim 1835.
— —, Tagebuch von Helgoland. Hamburg 1838.
— —, Quadriga. Altona 1840.
Wigands Vierteljahrschrift. Leipzig 1844—1845.
Th. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. 2. Aufl. Berlin 1901.
Zodiacus, Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst. Redigiert von Th. Mundt. Leipzig 1835—1836.

Das ästhetische Programm des Jungen Deutschland.

In Folgendem sollen die ästhetischen Haupttendenzen des Jungen Deutschland gekennzeichnet werden. Heine hat dieselben zum Teil in einer literarischen Programmschrift, der „Romantischen Schule“ (1833) zum Ausdruck gebracht. Das anerkannte literarische Manifest des Jungen Deutschland wurden aber erst die „Ästhetischen Feldzüge“ Wienbargs (1834).

Die Schriftsteller des Jungen Deutschland forderten:

Gesteigertes Interesse für die Gegenwart anstatt des romantischen Schwärmens für die Vergangenheit.

Unterordnung des Individuums unter die Interessen der Allgemeinheit.

Gleichberechtigung des Gefühlslebens mit dem Verstandesleben.

Innigen Zusammenhang der Poesie mit dem Leben.

1. Gegenwart und Vergangenheit.

Die Vertreter des Jungen Deutschland warfen ihren Zeitgenossen, vornehmlich den Romantikern, vor, das Interesse für die Gegenwart sei erdrückt von der Vorliebe für die Vergangenheit. „Unzweifelhaft leiden wir Deutsche bloß am Mittelalter“, sagt Wienbarg (Ästhetische Feldzüge S. 32). Ähnlich spricht Pfizer (Briefwechsel S. 123).

Die Forderung, dem Kultus der Vergangenheit den der Gegenwart gegenüberzustellen, wird allgemein erhoben. Wienbarg sagt (ib. 120): „Es ist Pflicht, sein Bewußtsein zu schärfen und das Ziel ins Auge zu fassen, um nicht die Kraft, wie es so oft geschieht, in unnützen Bestrebungen zu verzehren, nach einem Ziel, das uns nicht im Angesicht, sondern im Rücken liegt,“ und Herwegh (Gedichte und kritische Aufsätze

S. 141). „Ich habe den ewigen Kultus der Vergangenheit gehaßt und mit Vorliebe jeder echten Schöpfung der Gegenwart mich zugewandt: ich war der Meinung, man könne unsere marmornen Götter in ihrem Pantheon einmal eine Zeitlang schlafen lassen, um die volle Teilnahme den lebendigen Dichtern zu schenken."

Mit dem Mangel an Interesse für die Gegenwart ging Hand in Hand die Abwesenheit großer gemeinsamer Zwecke im Leben des deutschen Volkes. Pfizer klagt (l. c. 135) über die deutsche Literatur, es fehle ihr wie dem deutschen Volke am rechten Lebensmittelpunkt, sie sei lauter Peripherie ohne Zentrum, und Wienbarg (l. c. 67) sagt: „Es fehlt uns an einem gemeinsamen Mittelpunkt der Bildung, und Ursache dessen, es fehlt uns am gemeinsamen Leben." Vergleiche damit Pfizer (l. c. 11): „Wir brauchen gemeinschaftliche Interessen für unsere Zukunft, gemeinschaftliche Institutionen für die Gegenwart."

2. Allgemeines und Individualismus.

Dem individuellen der Selbstbildung gewidmeten Streben des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber stellten die Jungdeutschen die Forderung auf, daß das Genie auf die Massen zu wirken und in Wechselwirkung mit denselben sein Ziel zu setzen habe. Wienbarg (l. c. 297) erklärt: „Welches Merkmal ist es also, das die Ästhetik der neuesten Literatur, die Prosa eines Heine, Börne, Menzel, Laube von früherer Prosa unterscheidet? Dies Merkmal ist die Behaglichkeit, die sichtbar aus der Goetheschen und Jean Paulschen Prosa spricht und die der neuesten fehlt. Jene früheren Größen unserer Literatur lebten in einer von der Welt abgeschiedenen Sphäre, weich und warm gebettet in einer verzauberten idealen Welt, unsterblichen Göttern ähnlich auf die Leiden und Freuden der wirklichen Welt hinabschauend und sich vom Opferduft der Gefühle und Wünsche des Publikums ernährend. Die neueren Schriftsteller sind von dieser sicheren Höhe herabgestiegen, sie machen einen Teil des Publikums aus, sie schwimmen mitten im Strome der Welt und sind die Vorschwimmer."[1])

Den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts wirft man vor,

[1]) Vgl. was Uriel Acosta (Gutzkow, Dramat. Werke I, S. 40) sagt:
„Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn."

daß sie in der Familie und Persönlichkeit die Grenze des Dichters erblickten.[1]) Das Hinaustreten aus diesem engen Wirkungskreis in den weiteren des neunzehnten Jahrhunderts verlangte einen Zustand der Entschlossenheit und Tätigkeit, welcher dem Zeitalter Klopstocks und Goethes fehlte. Gegenüber der Überschätzung der Rezeptivität früherer Perioden verlangte man vor allem Anwendung des Gelernten zum Wohl der Menschheit (Wienbarg l. c. 236). Die Idee, daß die Allgemeinheit, der Staat, über dem Einzelnen stünde, war zuerst von Hegel ausgesprochen worden, wie Prutz (Vorlesungen S. 256) behauptet. Hegel hätte über dem Einzelnen die Totalität gesetzt, nach ihm existierte der Einzelne nur, insofern er sich selbst in der Totalität begreife.[2])

Im Gegensatz zur aristokratischen Tendenz der Romantiker, welche die Poesie für einen kleinen exklusiven Kreis von Gebildeten reservieren möchte, verlangen die Jungdeutschen eine volksmäßige Dichtkunst.

Pfizer (l. c. 263) wirft der zeitgenössischen Dichtung vor, sie sei eine gelehrte für die gebildete Welt. Eben damit fehle ihr aber jene Naturnotwendigkeit, durch welche die Poesie eines Volkes sich zum organischen Ganzen gestaltet. Nur der Volksdichter sei der wahre Dichter, weil er einen reellen und notwendigen Stoff habe, den er nicht willkürlich ersinne, sondern aus der Tiefe schöpfe, einen Stoff, den keine Macht des Genies imstande sei zu produzieren, weil er nicht erfunden werden könne, sondern im Volke reden und wachsen müsse.

Innigster Zusammenhang zwischen Tätigkeit und Gefühlsleben des Volkes und des Einzelnen wird gefordert und dem Genie das Recht abgesprochen, sich vom Volkstum zu isolieren und allein für sich selbst zu leben. Prutz (l. c. 319) verlangt von der Persönlichkeit, auch der ausgezeichnetsten, sie solle ruhen

---

[1]) Vgl. Mundt (Zodiacus I, 3), welcher in Beziehung auf Goethes „Dichtung und Wahrheit“ sagt: „Wir müssen erstaunen, wie diese großen Poeten keine andere Weltgeschichte kannten, als die mikrokosmische ihrer eigenen Persönlichkeit.“

[2]) Vgl. dazu viele Stellen in Hegels Phänomenologie sowie in seiner Philosophie der Geschichte und Philosophie des Rechts. Hierauf bezieht sich auch, was Laube den jungen Schiller in den Karlsschülern (Dramat. Werke I, 123) sagen läßt: „Das Größte und Gewaltigste ist nur ein Teil des Ganzen, und nur der Tyrann überhebt sich dessen und tastet an das verschleierte Bild des Weltgeistes, des Vaterlandes und der Zukunft.“

auf dem Grunde des Volkslebens, seine Spitze, sein Gipfel, wie der Berg ruht auf der Ebene, wie die Ebene selbst emporsteigt im Berge. Herwegh (l. c. 16) nennt daher die junge Literatur durch und durch demokratisch, und vom Dichter sagt er, er vereinsame sich nicht mehr, er sage sich von keiner gesellschaftlichen Beziehung mehr los, kein Interesse des Volkes und der Menschheit bleibe seinem Herzen fremd, er sei nicht nur demokratischer, sondern auch universeller geworden. Herweghs demokratisches Fühlen kommt an einer anderen Stelle (ib. 12) besonders schön zum Ausdrucke: „Ich schreibe nicht für bevorzugte Geschlechter, ich schreibe nicht für Gelehrte, ich schreibe einzig und allein für mein Volk, für mein deutsches Volk."

Das demokratische Gefühl der Jungdeutschen veranlaßte sie sogar, die Existenzberechtigung des Genies in ihrer Zeit ganz in Frage zu stellen. Prutz (l. c. 326) sagt: „Aber wenn es nun fürs erste auf diesen Glanz (das Genie) überhaupt nicht ankäme? Aber wenn der demokratische Genius unseres Zeitalters nun auch hierin sich bewähren sollte, daß das Kapital des Geistes, statt wie bisher bei wenig einzelnen Besitzern zusammengehäuft zu sein, fortan zu bequemem Umlauf gleichmäßig unter alle verteilt wird?"

Volkstümlichkeit der Poesie soll jedoch nicht die Möglichkeit fremder Kultureinflüsse ausschließen. Menzel (l. c. 68) verlangt: „Jedes Land soll von dem andern annehmen, was seine Natur verträgt und was ihm Gedeihen bringt, und auch in den Geist eines Volkes darf verpflanzt werden, was er verträgt und was ihn edler entwickelt." Allerdings fährt er an einer anderen Stelle (ib. 77) fort: „Wir begehen aber insgemein den Fehler, statt der Sachen nur Formen nachahmen zu wollen. Wir sollten für unsere Zeit und nach unserer Weise eine so harmonische Bildung zu gewinnen suchen, als die Griechen zu ihrer Zeit auf ihre Weise sie gewonnen. Lächerlich aber machen wir uns, wenn wir die griechischen Formen nachkünsteln, ohne den Geist und das Feuer, aus welchem sie hervorgingen."

3. Gefühl und Verstand.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts herrschten in der deutschen Literatur zwei geistige Strömungen, welche das Ver-

standesmäßige begünstigten: die Aufklärung und die Antike. Der Einfluß dieser beiden, zu welchen sich noch die Philosophie Hegels gesellte, erstreckte sich noch bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein und fand hier teilweise ein Gegengewicht im Gefühlsleben der Romantik. Das Junge Deutschland ergriff lebhaft die Partei der Gemütsbildung und scheint in diesem Punkte besonders von Rousseau, der sehr häufig zitiert wird, beeinflußt gewesen zu sein.

Pfizer (l. c. 11) sagt: „Nicht der reflektierende Verstand, sondern das Gemüt ist die auszeichnende Eigenschaft der Deutschen; und was bei uns noch Großes geleistet werden mag, das wird und muß aus dieser Quelle strömen.“ Herwegh klagt (l. c. 98): „Während unsere Vernunft auf ihrem hohen Throne schwelgt und praßt, ist unser Herz ein Bettler geworden.“

Die Philosophie, besonders diejenige Hegels, hatte einen übertriebenen Einfluß auf das Geistesleben der deutschen Nation gewonnen, wogegen sich Pfizer (l. c. 12) wendet: „Von der dürren Abstraktion und den unfruchtbaren Theorien unserer Zeit gibt es keinen Übergang zur Wirklichkeit.“ An anderer Stelle sagt er (ib. 120): „Wenn das Denkvermögen übermäßig und außer allem Verhältnis mit andern Geistesvermögen gesteigert erscheint, so beweist dies nicht nur nichts für die höhere Würde der (mit dem eigentlichen Leben gleichfalls unbekannten) Philosophie, sondern es ist dieser Zustand geradezu für eine Krankheit zu erklären, welche vorübergehen wird, wenn man sie nur erst als solche gehörig erkannt und sich dem Leben wieder zugewendet hat. Die Reflexion muß sich selbst besiegen, damit der Poesie und dem Leben wieder zu ihrem Recht verholfen werden kann.“

Am meisten hat Heine dazu beigetragen, um das Gefühl zu seinem Rechte kommen zu lassen. Er proklamierte in seiner „Romantischen Schule“ die Emanzipation des Fleisches, die Anerkennung von Gefühlsleben und Sinnenlust, gegenüber dem rein Geistigen und Verstandesmäßigen. An Goethes „Faust“ anknüpfend sagt er (Sämtl. Werke VI, 261): „Es wird aber noch einige Zeit dauern, ehe beim deutschen Volk in Erfüllung geht, was es so tiefsinnig in jenem Gedichte prophezeit hat, ehe es eben durch den Geist die Usurpation des Geistes einsieht und die Rechte des Fleisches vindiziert. Das ist dann die Revolution, die große Tochter der Reformation.“ In einer Besprechung von

Heines Buch gibt Mundt (Zodiacus I, 321) zu, daß „Rehabilitation der Materie“ allerdings das große Wort heiße, welches zu lösen und zu verarbeiten die heutige Menschheit vor allem berufen sei, allein er glaubt, gerade in der wahren Idee des Christentums selbst seien die tiefsten und einzigen Elemente zur Versöhnung dieser großen eingerissenen Kluft zwischen Welt und Geist gegeben. Mundt geht (Geschichte der Literatur S. 322) sogar so weit, im Christentum den tiefsten und einzigen Grund und Halt alles modernen Lebens, Bewegens und Strebens zu sehen. Religion ist auch bei Menzel ein Schlagwort; er versichert (Deutsche Literatur, 2. Aufl. S. 117): „Sollten wir mehr Geist für die weltlichen Wissenschaften und Künste aufwenden als für die Religion, so bliebe die letztere nichtsdestoweniger der höchste Gegenstand geistiger Bestrebungen.“

Durch diese Betonung des Religiösen stellt sich das Junge Deutschland wiederum der Aufklärung und Antike gegenüber und schließt sich der Romantik an. Dabei ist jedoch zu beachten, daß die Romantik katholisch-religiös, das Junge Deutschland dagegen protestantisch ist.

Das Interesse an religiösen Fragen war in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt sehr stark ausgeprägt. Man denke nur an Schleiermacher und den großen Erfolg seiner „Reden“ und „Monologe“. Andererseits war es gerade damals, daß David F. Strauß[1]) und Ludwig Feuerbach[2]) ihre wissenschaftlich gründlichen Angriffe gegen die positive Religion eröffneten. Das Interesse an religiösen Fragen in der Literatur war zweifellos eine Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Man denke nur an Rousseaus „Confessions“, an Lessing, Herder und an Romane, wie „Sebaldus Nothanker“, „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, sowie an Goethes Fragmente vom „Ewigen Juden“ und „Zwo litterarische Fragen“.

4. Poesie und Leben.

Die Jungdeutschen verlangen, daß Lebensfrische und Freude an praktischer Tätigkeit die Grundlage jeder ästhetischen Bildung eines Volkes, welches mit seiner

[1]) David Ferdinand Strauß, „Das Leben Jesu“, 1835.
[2]) Ludwig Feuerbach, „Wesen des Christenthums“, 1843.

Zeit in Zusammenhang stehen will, sein solle. Dieser Forderung entsprach die Bildung ihrer Zeitgenossen sehr wenig, trotzdem das achtzehnte Jahrhundert schon bedeutende Ansätze in dieser Richtung zeigte.[1]) Menzel (l. c. 58) klagt: „Noch jetzt leben die meisten Gelehrten in ihren Bücherhöhlen und verlieren mit dem Anblick der Natur zugleich den Sinn für dieselbe und die Kraft, sie zu genießen. Das Leben wird ihnen ein Traum, und nur der Traum ist ihr Leben.“ An anderer Stelle (ib. 35) sagt er. „Fern von der Wirklichkeit, fern von Natur und Leben studieren diese Poeten alles nur aus Büchern, schöpfen sie alle Ideen und Bilder nur aus dem Papier, um sie wieder ins Papier einzusargen, haschen sie immer nur nach dem Schatten, um ihn nochmals abzuschatten.“ Prutz (l. c. 25) erteilt folgenden Rat: „Darum, wo eine Zeit unzufrieden ist mit ihrer Literatur, wo sie Klage führt über ihre Dichter, da bekenne sie, daß sie sich selbst auch nicht gefällt. Da bekenne sie und sehe ein, daß diese Krankheit, welche ihre literarische Blüte zernagt, zugleich auch an ihrem eigenen Mark frißt, da bekenne sie und fühle und werde sich bewußt in ihrem tiefsten innersten Herzen, daß, soll der Literatur geholfen werden, so muß erst die Nation wieder heranwachsen zu Taten, ehe ihre Dichter heranwachsen zu Liedern; so muß erst die Sonne der Freiheit aufgehen, ehe die Blume der Schönheit sich entfalten kann.“ Pfizer (l. c. 116) sagt: „Ein wirklicher Dichter kann sich nicht eng genug an das Leben anschließen, und sein Werk wird um so dichterischer und tiefer sein, je mehr es von dieser Basis in sich hat und das Leben in seiner Weltbedeutung zur Anschauung bringt, denn Leben und Poesie sind einerlei, und diese nur der tiefste Ausdruck von jenem, nichts, das von jenem abgelöst und als bloßer Phantasiespiegel selbständig dargestellt werden könnte.“[2])

In dieser Forderung zeigt das Junge Deutschland eine ent-

---

[1]) Vgl. hierzu, was Bruder Martin im „Götz“ sagt: „Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein dürfen!“ Der Bruch zwischen Poesie und Leben war am meisten von Hölderlin empfunden worden, was besonders klar im „Hyperion“ zum Ausdruck kommt.

[2]) Vgl. damit, was Gutzkow den Knaben Wolfgang Goethe im „Königsleutnant“ sagen läßt (Dramat. Werke I, 111): „Der Quell der wahren Poesie ist das Leben. Der Geist hat keine andere Schule als die Welt.“

schiedene Abkehr von dem Wesen der literarischen Tendenzpoesie der Romantiker, welche sich in deren Literaturdramen, wie in Platens „Romantischem Ödipus“ ausdrückt.

Wienbarg erhebt die Gesundheit und Lebensfrische zum obersten ästhetischen Prinzip[1]) (Ästhetische Feldzüge 13). „Die Schönheit, sagte ich, beruht auf leiblicher und geistiger Gesundheit, auf Lebensfrische, auf Behaglichkeit, auf Freiheit und Harmonie.“ An einer anderen Stelle (ib. 79) sagt er: „Das Leben ist des Lebens höchster Zweck, und höher kann es kein Mensch bringen, als den lebendigen Organismus darzustellen.“

Die Forderungen des Lebens und der Wirklichkeit geben daher den Jungdeutschen einen Wertmesser der Literatur. Vergl. Prutz (l. c. 28): „Wir suchten nach einem Maßstabe, die Literatur zu messen: wir haben ihn gefunden in den Bedürfnissen des Volkes, in den Forderungen der Wirklichkeit, den Zusammenhängen der Geschichte. Wir suchten nach einem Stern, der uns durch die Dämmerung unserer literarischen Zustände leite: und siehe da, er ist uns aufgegangen, er scheint auf uns herab, wir halten ihn im Auge, im Herzen den Stern des Lebens, Stern der Freiheit.“

Nicht mehr die Dichtung, sondern das Leben ist als das Höchste zu betrachten. Über dem Dichter steht der Schriftsteller, der Mensch (Prutz l. c. 291). Menzel ruft aus (l. c. I, 15): „Auf unendliche Weise steht das Wort dem Leben entgegen, wenn es auch nur aus ihm hervorgeht. Es ist das erstarrte Leben, sein Leichnam oder Schatten.“

Die Literatur soll zunächst in ihrer Wechselwirkung mit dem Leben, sodann erst als ein Kunstwerk betrachtet werden. Menzel (ib. 16) sagt: „Von diesem freien Standpunkte aus wollen wir die Literatur zunächst in ihrer Wechselwirkung mit dem Leben, sodann erst als ein Kunstwerk betrachten. Sie ist ein Produkt des Lebens, das wieder auf dasselbe zurückwirkt.“

---

[1]) Wienbarg wird in diesem Prinzip durch Rousseau und Heinse bestärkt. Vgl. über Heinse: Jessen, „Heinses Stellung zur bildenden Kunst“ (Palaestra XXI), Berlin 1902. Dort heißt es (S. 16): „Rückkehr zur Natur heißt die ästhetische Formel, die er gegen Winckelmann ausspielt.“ Heinse war den Jungdeutschen wohlbekannt. Heinrich Laube hat eine Gesamtausgabe von Heinses Werken veranstaltet (Leipzig 1838), und Wienbarg nennt ihn mehrfach in seinen Schriften, z. B. „Ästhetische Feldzüge“, S. 219.

Als höchste Aufgabe des Dichters wird angesehen das Organ, der Spiegel seiner Zeit zu sein und in der Poesie die innere Geschichte der Menschheit darzustellen. Prutz führt diesen Satz gelegentlich einer Besprechung Tiecks aus (l. c. 139): „Tieck ist Romantiker geworden, weil seine Zeit ihn nichts anderes werden ließ, weil seinem reichen Talent kein anderer Stoff, kein anderer Inhalt entgegenkam, weil die Zeit selbst, in der er sich bildete, romantisch war, und weil kein Dichter, kein Künstler es höher bringen kann, als Organ, als Spiegel seiner Zeit zu sein."

Der Versuch des Jungen Deutschland, das Leben mit der Literatur, die Literatur mit dem Leben zu vermitteln, besitzt ein Gegenstück in Hegels Bestrebungen, Idee und Wirklichkeit zu versöhnen (vgl. Prutz l. c. 284).

Die Schriftsteller des Jungen Deutschland in ihrem Verhältnis zu Goethe.

Verzeichnis von Abkürzungen für die am häufigsten zitierten Werke:

Börne, G. S. (Gesammelte Schriften von Ludwig Börne, Hamburg 1829—1834, Paris 1837, Stuttgart 1840 und Leipzig 1847).

— N. S. (Nachgelassene Schriften, Mannheim 1844—1850).

Gutzkow, Goethe (Karl Gutzkow, Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte, Berlin 1836, zitiert nach Gesammelte Werke, Bd. XII, Jena, Costenoble).

Heine, S. W. (Heinrich Heines sämtliche Werke, herausgegeben von E. Elster, Leipzig o. J.).

— Briefe (Briefe von Heinrich Heine, Bde 19—22 der Sämtlichen Werke, Hamburg 1876).

Kühne, Zodiacus (J. Gustav Kühne, Wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht! — Literarischer Zodiacus. Nov. 1835).

— Porträts (J. Gustav Kühne, Goethe in alten und jungen Tagen. — Porträts und Silhouetten. Hannover 1843).

Laube, G. L. (Heinrich Laube, Geschichte der deutschen Literatur, Stuttgart 1840).

Menzel, D. L. (Wolfgang Menzel, Die deutsche Literatur, 2. Aufl., Stuttgart 1836).

Mundt, Krit. W. (Theodor Mundt, Kritische Wälder, Leipzig 1833).

— Zodiacus (Theodor Mundt, Über Bewegungsparteien in der Literatur. — Literarischer Zodiacus. Januar 1835).

— Lit. (Theodor Mundt, Geschichte der Literatur der Gegenwart, 2. Aufl., Leipzig 1853).

Wienbarg, Holland (Holland in den Jahren 1831 und 1832, Hamburg 1833).
— Ästh. F. (Ästhetische Feldzüge, Hamburg 1834).
— Lit. (Zur neuesten Literatur, Mannheim 1835).
— Wand. (Wanderungen durch den Thierkreis, Hamburg 1835).
— Helgol. (Tagebuch von Helgoland, Hamburg 1838).
— Quadriga (Quadriga, Altona 1840).

---

1. Menzel.

Rosenkranz sucht in seiner Goethebiographie[1]) den damaligen Standpunkt der Kritik über Goethe aus den Anschauungen seiner Zeit zu erklären. Er unterscheidet dabei zwei Kategorien der älteren Kritik: den moralischen und den patriotisch-pietistischen Rigorismus. Ersteren identifiziert er zum Teil mit Menzel, letzteren mit Börne. Tatsächlich lassen sich Berührungspunkte zwischen Menzels Beurteilung von Goethe und der einiger älterer Moralisten, wie sich im Laufe unserer Untersuchung herausstellen wird, finden.

Menzel war der erste, welcher einen systematischen Kampf gegen Goethe eröffnete. Er tat dies in den von ihm mit W. B. Mönnich, J. P. V. Troxler, Fr. List und A. A. L. Follen gegründeten „Europäischen Blättern“[2]) und sucht Goethe als bloßen Virtuosen darzustellen, ein Thema, auf das er auch noch später immer wieder zurückkommt, und wobei er sich auf Novalis stützt.[3]) Wenn Menzel bei Goethe nur Talent sieht, tritt er bloß in die

---

[1]) „Goethe und seine Werke.“ Von Karl Rosenkranz, Königsberg. 2. Aufl. 1856.

[2]) „Europäische Blätter oder das Interessanteste aus Literatur und Leben für die gebildete Leserwelt.“ Zürich, Geßner, 1824 ff.

[3]) Vgl. Novalis Schriften. Kritische Neuausgabe von Ernst Heilborn. Teil II, 1. Hälfte. Berlin 1901, Seite 68—71. Novalis spricht zwar von Goethes Künstlertalent und behauptet auch, Goethe könne an Tiefe, an Gehalt und Kraft, an Mannigfaltigkeit übertroffen werden, hält ihn jedoch für unübertrefflich als Künstler. Man müßte den Ausführungen des Novalis Gewalt antun, um in ihnen eine Stütze für die Behauptungen Menzels zu sehen. Daß Novalis nie an Goethes Künstlertum gezweifelt habe, wird auch von E. Heilborn (Novalis der Romantiker, Berlin 1901, S. 207) ausdrücklich hervorgehoben. Vgl. dazu auch R. Haym, „Die romantische Schule“, S. 375 bis 376, Berlin 1870 und J. Bürg, „Novalis“. Hamburg und Leipzig 1883.

Fußstapfen Pustkuchens, der schon in seinen falschen „Wanderjahren“ Goethe eine bloß formelle Bildung (Wanderjahre I, 95) zusprach. Aus dem Wesen des Talentes erklärt Menzel alles Gute und Schlechte bei Goethe.[1]) Da Goethe die Beschränkung durch das Genie entbehrte, hätte er gerade die Schrankenlosigkeit als sein innerstes Wesen geltend machen müssen, und als ein starkes Talent habe er sich in der Mannigfaltigkeit gefallen.

Außerdem wird Goethe von Menzel frühzeitig als der Typus des Modedichters aufgefaßt, was ebenfalls vor ihm Pustkuchen tat (Wanderjahre 242 f.). Menzel behauptet[2]): „Goethe schwamm immer mit dem Strome und immer oben wie Kork. Sein Geist war mit dem Zeitgeiste immer in einer seltenen Harmonie. Er huldigte der Tugend, wenn sie am Brette war, und der Torheit, wenn diese aufkam.“

Menzels Angriffe gegen Goethe nahmen mit den Jahren an Heftigkeit immer mehr zu und erreichten in seiner „Deutschen Literatur“ (1. Aufl. 1828, 2. Aufl. 1836), sowie in den gleichzeitigen Artikeln im „Stuttgarter Literaturblatt“ ihren Höhepunkt.[3])

Als Beispiel, zu welchen Maßlosigkeiten sich Menzel hinreißen ließ, möge folgende Stelle aus dem „Literaturblatt“ vom 9. September 1835 (S. 365) dienen. Gelegentlich der Besprechung von Lerminiers „Au-delà du Rhin“ sagt Menzel: „Goethe war eine Macht in Deutschland, eine dem äußeren Feind in die Hände arbeitende, innere erschlaffende, auflösende Kraft, unser böser Genius, der uns mit einem phantastischen Egoismus, mit den Genüssen des Scheins und der Selbstvergötterung über den Verlust der Religion, des Vaterlands und der Ehre täuschte, der da machte, daß wir uns wie der weichliche Narcissus im Quell bespiegelten, während man hinter uns Ketten und Dolche bereitete; mit einem Wort, der uns zu Schwächlingen machte, während wir

---

[1]) „Europäische Blätter“, Bd. IV, S. 235 ff.

[2]) Ibid. Bd. I, S. 101 ff.

[3]) Menzels „Deutsche Literatur“ hat gleich beim Erscheinen entschiedene Proteste hervorgerufen, z. B. die Schrift „Über Unsinn und Barbarei in der heutigen deutschen Literatur“ von Th. Schacht, Mainz 1828. S. 189 ff. handeln über Menzels Beurteilung von Goethe. Auch D. F. Strauß hat in seinen „Streitschriften zur Verteidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und Charakteristik der gegenwärtigen Theologie“ (Tübingen 1837), 2. Heft, S. 136 ff., der Menzelschen Goethekritik eine scharfe Abfertigung zuteil werden lassen.

des Heldenmuts am meisten bedurften. Aus diesem Gesichtspunkt konnte Herr Lerminier unsern berühmten Goethe allerdings eine große welthistorische Bedeutung zuerkennen."

Im ganzen wird Goethes Einfluß auf die deutsche Literatur von Menzel ein in vieler Beziehung guter, aber in noch vielseitigeren Beziehungen schlechter genannt. Er sagt (D. L. III, 323): „Indem Goethe vielen Schwächen und Verirrungen seiner Zeit schmeichelte, ist er die mächtigste Autorität für alle geworden, die in jenen Schwächen verharren, in diesen Verirrungen noch weiter ausschweifen."

Goethes Zeit war in Menzels Augen eine Zeit nationaler Entartung, politischer Schwäche und Schande, eines schadenfrohen Unglaubens, einer koketten, wollüstelnden Frömmelei, einer tiefen Demoralisation und ästhetischen Genußsucht unter der Maske eines feinen Anstandes, einer Verachtung aller öffentlichen Interessen und einer ängstlichen Pflege des Egoismus. Menzel wirft Goethe vor (ib. 32), er habe alle diese traurigen Zeiterscheinungen nicht als ein Heros bekämpft oder als ein Prophet beklagt, sondern nur poetisch reflektiert und dadurch beschönigt und angepriesen.

Goethe war nach Menzel der erste, der uns weichliche ehrlose Charaktere als interessant, liebenswürdig, ja wohl gar erhaben schilderte (D. L. III, 357 und 358).

Zugleich hat Goethe nach Menzels Ansicht (ib. 350) der Jugend eine traurige Krankheit eingeimpft, indem er sie lehrte, mehr sein zu wollen als sie ist, und entweder sich den Kopf an der harten Wand zu zerschellen oder mit vornehmer Affektation hoch auf die Welt herabzusehen, oder elegisch zu klagen, daß die Welt für sie zu gemein sei.

Menzel bezeichnet als das allgemeine Kennzeichen der Goetheschen Eitelkeit die gänzliche Umkehr, die Goethe im Benehmen der beiden Geschlechter beliebt habe. Er nennt es die umgekehrte Ritterlichkeit, verkehrte Romantik. In fast allen seinen dramatischen Werken und Romanen stellte er einen interessanten Mann (sein Ebenbild) dar, um welchen die Damen buhlen, um welchen sie sich streiten und turnieren, wie es sonst nur Männer um eine Dame tun (ib. 343).

Lessing wird von Menzel gegen Goethe ausgespielt (ib. 344): „Lessing war ganz Mann in einer weibischen Zeit, Goethe blieb noch ganz Weib in einer männlichen Zeit." Ferner wird Goethe

vorgeworfen (ib. 346) er habe allen Darstellungen des modernen Lebens genommen, was Lessing so sorglich hineingetragen habe und ihnen eine schwächliche Sentimentalität und einen frivolen Egoismus eingeimpft. Lessing habe die Ehre im einzelnen Menschen gewahrt. Statt sie nun im einzelnen Volke zu wahren, habe Goethe selbst jenes individuelle Ehrgefühl Lessings fallen gelassen (ib. 346).

Goethes Frivolität und Materialismus soll nach Menzel (ib. III, 387) sogar die Ursache sein, daß die jüngeren Schriftsteller ihn zum Messias einer neuen der christlichen entgegengesetzten Religion der Sinnlichkeit gemacht, um von seiner Autorität geschützt, bequem allen ihren Lüsten den Zügel schießen zu lassen.[1])

Für das innerste Wesen der Goetheschen Poesie wie seines ganzen Lebens hält Menzel (ib. 325) den Egoismus der Genußsucht und Künstlereitelkeit.

Der wesentliche Inhalt von Goethes Dichtungen soll seine eigene Selbstvergötterung sein. Sein Ideal sei er selbst, das herzensschwache, genußsüchtige eitle Glückskind gewesen (ib. 327).

Menzel wirft Goethe vor (ib. 326), er habe sich seiner Macht und hohen Stellung nicht bedient, um die Menschen zu erheben, zu bessern, zu emanzipieren oder um irgendeine große Idee zu verkünden, zu unterstützen, oder, um in den Kämpfen, deren Zeitgenosse er war, mitzukämpfen für Recht, Freiheit, Ehre, Vaterland.

Besonders erbittert war Menzel über Goethe wegen seiner vermeintlich teilnahmslosen Haltung gegenüber Napoleon und den deutschen Freiheitskriegen.[2]) Vergleiche hierzu folgende Stelle (ib. 345): „Dann kam Napoleon. Was mußte der erste deutsche Dichter von ihm denken, von ihm sagen? Er mußte, wie Arndt und Körner, dem Verderber des Vaterlandes fluchen und sich an die Spitze des Tugendbundes stellen, oder mußte,

[1]) Bezieht sich wohl auf Heines Schlagwort von der Emanzipation des Fleisches, Gutzkows „Wally“ und ähnliches.

[2]) Vgl. hierzu, was Luden (Rückblicke S. 103) Goethe zur Zeit der Schlacht bei Jena sagen läßt: „Ich habe gar nicht zu klagen. Etwa wie ein Mann, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schaut, und den Schiffbrüchigen zwar keine Hilfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann, und nach irgendeinem Alten soll das sogar ein behagliches Gefühl sein, — so habe ich wohlbehalten da gestanden und den wilden Lärm an mir vorüber gehen lassen.“

wenn er nach deutscher Art mehr Kosmopolit als Patriot war, wenigstens, wie Lord Byron, den großen Helden und sein Schicksal in seiner tieftragischen Bedeutung auffassen. Doch was tat Goethe wirklich? Er wartete, bis ihm Napoleon einige Schmeicheleien sagte, und dann lieferte er ihm einen geistlosen Hochzeitskarmen. Napoleon fiel; die deutsche Erde erbebte vom Gedröhne der Völkerschlachten, seit Attilas Weltsturm hatte man nichts so Ungeheures gesehen, seit der Vernichtung des Varus hatte die deutsche Brust kein so heiliger Freiheitsschauer durchzittert. Was war hier die Aufgabe des ersten deutschen Dichters? Und was tat Goethe? Er schloß sich ein, studierte das Chinesische, wie er selber wohlgefällig erzählte, und fand es erst hinterdrein, nach dem Frieden, für gut, auf vielfältige hohe Anmahnungen auch etwas Patriotisches zu dichten, nämlich des ‚Epimenides Erwachen', ein elendes Machwerk erzwungener, erheuchelter Teilnahme. Endlich trug man ihm auf, eine Inschrift auf Blüchers Denkmal zu schreiben, und der erste deutsche Dichter schrieb ein paar alberne Verse, die dem letzten deutschen Dichter Schande machen würden."

Die Behauptung, Goethe sei kein Genie, sondern nur ein Talent, tritt wieder in der „Deutschen Literatur" auf. Menzel sagt: „Bei Goethe war die Form alles. Jeden beliebigen auch den heterogensten Gegenstand durch eine gefällige Form zu empfehlen, alles was er ergriff, auch das seinem Wesen nach Unschönste, durch die Einkleidung zu beschönigen, war das Geheimnis seiner glücklichen Hand. Diese Gabe ist das, was man Talent nennt, nicht mehr und nicht weniger."[1])

Wenn Menzel Goethe das Genie absprach, so war er nur konsequent, wenn er ihm auch die Erfindungsgabe abstritt. Er tat dies, indem er behauptete (D. L. III, 380—81), Goethe hätte durch den äußeren Glanz seiner Formen die Augen des Publikums geblendet, so daß man ihn oft für den Erfinder gehalten habe, wo er doch nur Nachahmer gewesen wäre. Nun sucht Menzel nachzuweisen, von wo Goethe die Ideen zu seinen verschiedenen Dichtwerken genommen hätte. „Werthers Leiden" sei nichts als eine

[1]) Man vergleiche hierzu den witzigen Ausspruch Heines in dessen Besprechung von Menzels Buch: „Wir glauben, die Menzelsche Lehre, Goethe sei kein Genie, sondern ein Talent, wird nur bei wenigen Eingang finden, und selbst diese Wenigen werden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein" (S. W. VII, S. 254).

Nachahmung von Rousseaus „Neuer Heloise“. Zu den kleinen Lustspielen, wie den „Mitschuldigen“ usw., habe Goethe den Molière und Beaumarchais kopiert. In seinen ersten prosaischen Trauerspielen nahm sich Goethe Lessing und zum Teil Shakespeare zum Muster. „Clavigo“ ist eine schwache Kopie der „Emilia Galotti“; „Götz von Berlichingen“ und „Egmont“ verraten eine Mischung der Sprache Shakespeares und Lessings; die Schönheiten im „Götz“ verdanken ihren Ursprung größtenteils der Selbstbiographie des Ritters. In seinen lyrischen Gedichten kopierte Goethe die alten Volkslieder, in „Hermann und Dorothea“ den alten Voß. Goethes spätere Jambentragödien sind Früchte seiner Rivalität mit Schiller.

Nach Menzel soll Goethe seine scheinbar originellen Dichtungsformen dadurch zustande gebracht haben, daß er die heterogensten Manieren zu vermengen liebte (D. L. III, 381).

Wie hat sich nun Goethe gegenüber den Menzelschen Anklagen, die ja zum großen Teil noch zu seinen Lebzeiten erschienen sind, verhalten?

Seine Briefe und Gespräche enthalten nur sehr wenige hierauf bezügliche Stellen. Er scheint die meisten Angriffe nie erfahren zu haben.

Zelter schreibt am 17. Juni 1828 (Briefwechsel Bd. V, S. 64) an Goethe: „Ein Herr Wolfgang Menzel hat zwey Bände von sich gegeben, worin er gegen Dich vom Leder zieht. Ich gestehe, daß ich von Zeit zu Zeit mit Interesse vernehme, was gegen Dich geäußert wird, da denn doch von Dir immer die Rede ist. Dieser Menzel aber ist ein rechter Lumpenkönig. Förster hat ihn im ‚Conversationsblatte‘ derb zurecht gewiesen, wodurch denn die Angelegenheit im Gange bleibt und begreiflich wird, wie die schönsten Worte das dümmste Zeug aussprechen und solche Leute sich deutlicher signalisieren, als ihnen selber lieb wäre, wenn sie nicht vernagelt wären.“ Goethe kommt auf diesen Gegenstand in einem wahrscheinlich Ende 1829 an Zelter geschriebenen Briefe (l. c. 353) zu sprechen: „Du meldest einmal von einem Menzel, der nicht auf das freundlichste meiner in seinen Schriften gedacht haben solle; ich wußte bisher weiter nichts von ihm, denn ich hätte viel zu thun, wenn ich mich darum bekümmern wollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten. Nun aber werde ich von

Außen herbelehrt, wie es eigentlich mit diesem Criticus sich verhält: ‚Le Globe' vom 7. November macht mich hierüber deutlich, und es ist anmuthig zu sehen, wie sich nach und nach das Reich der Literatur erweitert hat. Wegen eines unserer eigenen Landsleute und Anfechter braucht man sich nicht mehr zu rühren, die Nachbarn nehmen uns in Schutz."

In Band V, Seite 202 der Weimarer Ausgabe findet sich folgendes kleine Gedichtchen Goethes:

Verwandte sind sie von Natur
Der Frischling und das Ferkel,
So ist Herr Menzel endlich nur
Ein potenzirter Merkel.

2. Börne.

Der Fanatismus Menzels gegen Goethe hat mit dem Börnes das gemein, daß ihnen beiden eine gewisse Starrheit und Gleichförmigkeit innewohnt. Während wir bei Heine sehen werden, daß sich sein Urteil über Goethe mit den Jahren verändert und an Objektivität gewinnt, läßt sich bei jenen kein solcher Werdeprozeß nachweisen. Sie bleiben sich in ihrem Goethehaß immer gleich. Dagegen läßt sich ein augenfälliger Unterschied zwischen Menzel und Börne anführen. Ersterer haßt Goethe blindlings und kann sich in der Herabsetzung der Handlungen und Dichtungen des großen Meisters nicht genugtun. Letzterer läßt sich zwar vom politischen Parteihasse auch sehr weit treiben, doch schimmert dabei noch immer ein gewisses Verständnis für Goethes Dichtergröße hindurch.[1]) Holzmann (Aus dem Lager der Goethegegner S. 97) charakterisiert Börnes Stellung zu Goethe folgender-

[1]) Vgl. hierzu, was Grillparzer in seiner Selbstbiographie (Werke, Bd. XV, S. 172, Stuttgart, J. G. Cotta) über Börne, den er im Jahre 1836 in Paris traf, sagt: „Bis auf seinen wunderlichen Haß gegen Goethe fanden wir uns recht gut zusammen. Aber auch dieser Haß war nur gegen Goethes sogenannten Aristokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutschland ein neuer ‚Faust' erschien, den der Verfasser Börnen zuschickte, zeigte sich in der Indignation über dieses Gegenübertreten der hohe Wert, den Börne auf den größten unserer Dichter legte." — Gemeint ist hier zweifellos der „Faust" von Lenau, über den sich Börne um dieselbe Zeit anderweitig ausspricht (G. S. XVII, 198—199).

maßen: „Fragt man sich, was ihm in der Reihe der Goethegegner als eigentümlich zukommt, so kann man beruhigt sagen: Börne war sich, wie oben erwähnt, der Dichtergröße Goethes bewußt, ... er überschätzte nur die Macht der ästhetischen Universalmonarchie; er wollte diese Macht im Dienste der politischen Freiheit — wie er sie verstand — verwendet wissen."

Börnes Äußerungen über Goethe sind zahlreich in seinen Werken zerstreut und knüpfen an Goethes persönliche Stellung, seine politischen und sozialen Anschauungen, seine ethischen und ästhetischen Grundsätze, sowie an seine Dichtungen an.

Börne wirft Goethe vor, daß er sich als Protestant und Mitglied einer der herrschenden Partei angehörenden Familie nie von Philisterei und Engherzigkeit losmachen konnte (Menzels Literaturblatt 1835, S. 506): „Was machte Goethe, den großen Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant und seine Familie war ratsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niederen Leidenschaften der Talbewohner."

Börne warf Goethe besonders vor, daß er sich von den mittelmäßigen Geistern, welche seine Leibgarde bilden, schmeicheln lasse, jedoch alles verschmähe und hasse, was den Besten gefiele (ib. 506): „Goethe war König, nicht der gemeinen, noch der vornehmen Geister, sondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit." Hierher gehört auch folgende Stelle (G. S. VIII, 84—93): „Goethe hat viele Anhänger, er hat, als echter Monarch, es immer mit dem literarischen Pöbel gehalten, um die reichen und unabhängigen Schriftsteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen."

Börne behauptet (Menzels Literaturblatt 1835, S. 510), Goethe habe nur immer der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt; darum liebten ihn auch die Lieblosen. Er habe die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet sein könne, freisinnig und ohne Vorurteil und doch ein Selbstling; wie man alle Laster haben könne ohne ihre Roheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit;

wie man den Geist rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anstand sündige und den Stoff jeder Kunstform veredele. Und weil er sie das gelehrt habe, verehren ihn die gebildeten Leute.

Bei Besprechung von Goethes und Schillers Briefwechsel sagt Börne (G. S. VIII, 84), Goethe habe als echter Monarch es immer mit dem literarischen Pöbel gehalten, um die reichen und unabhängigen Schriftsteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für sich habe sich immer vornehm gehalten, er habe nie selbst von oben gedrückt; er sei stehen geblieben und habe seinen Janhagel von unten drücken lassen.

Ein besonderer Stein des Anstoßes für Börne war Goethes Verhältnis zu den Großen. Brandes (Hauptströmungen VI, 40f.) hat bereits auf diesen Umstand hingewiesen. Börne vergleicht Goethe in bezug auf Unterwürfigkeit gegen Vornehme mit Hegel[1]) und sagt (G. S. VIII, 120): „Das zahme Dienen trotzigen Herrschern hat sich Goethe unter allen Kostbarkeiten des orientalischen Bazars am häufigsten angeeignet. Alles andere fand er, dieses suchte er; Goethe ist der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.“[2])

---

[1]) Hegel hatte durch seinen Satz: „Alles, was besteht, ist vernünftig,“ den politischen Absolutismus zu rechtfertigen gesucht.

[2]) Was Goethe von dem Urteil demokratischer Fanatiker, wie Börne, hielt, wird am besten durch folgenden Vers, den er ihnen über sich in den Mund legt, veranschaulicht (Zahme Xenien, Weimarer Ausgabe, Bd. V, S. 155):

Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt' er anders wollen.
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen.

Goethe kommt in seinen Gesprächen mit Eckermann auf den ihm gemachten Vorwurf eines Fürstendieners (Gespräch vom 27. April 1825): „Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre den Zustand des einzelnen zu verbessern.

Mangel an Charakterstärke ist Börnes Lieblingsvorwurf gegen Goethe. So verweist er auf des letzteren Selbstkritik (Menzels Literaturblatt 1835, S. 510), welche lautet: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen.“ Börne hält dem entgegen (ib.): „Wenn edle Menschen sich gegen ihre böse tyrannische Natur empören, sich von ihr frei zu machen suchen, war es Goethes Weisheit, sich ihr zu unterwerfen mit Lakaiendemuth.“

Er begründet diese gewagte Behauptung damit (ib. 510 bis 511), daß es für Goethe als Unordnung gegolten hätte, wenn die Macht wechselte. Letzterer sei ein Stabilitätsnarr gewesen und die Bequemlichkeit seine Religion. Über Goethes Leiche müsse sein Volk schreiten, wolle es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen.[1])

Für sich persönlich was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden als die seinigen.“

„Wir werden,“ fuhr Goethe fort, „diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit funfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen was war es weiter als ein beständiges Dienen! Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist.“

[1]) Vgl. Goethes Antwort auf diesen Vorwurf (Eckermanns Gespräche mit Goethe. Gespräch vom 4. Januar 1824): „Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich ein Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle funfzig Jahre eine andere Gestalt, sodaß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.“

Vgl. auch was Luden (Rückblicke S. 119) aus einem Gespräche mit Goethe zitiert. Goethe sagte: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig

Schon am 8. Dezember 1830 sagte Börne (G. S. IX, 161): „Es ist mir als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben, ich meine, an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden."

Wenn man Börne glauben wollte, so hat Goethe alles Werden, jede Bewegung gehaßt, weil das Werdende und das Bewegte sich zu keinem Kunstwerke eignet, das er nach seiner Weise fassen und bequem genießen könnte (G. S. VIII, 31). Börne gibt an anderer Stelle (G. S. VII, 28) eine Erklärung dieses Ausspruches: „Die wahren Dichter, wie alle großen Künstler, lieben das Gewordene, das Seyende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meißel still hält, sie lieben daher den Zwang als den Erhalter des Bestehenden. Darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und Widerstrebende, denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit."

Börne war für seine Ideale einer aller Rücksichten spottenden fanatischen Begeisterung fähig. Daher erbitterte ihn Goethes objektive Ruhe, und er wirft ihm vor (G. S. XVI, 436): „Goethe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte selbst Wasser in den Nektar gemischt und ihn wie Arznei getrunken, in Maaß und Zeit."

Börne behauptet von Goethe (G. S. VIII, 91), er hätte ein Herkules sein können, sein Vaterland von großem Unrate zu befreien, aber er holte sich bloß die goldenen Äpfel der Hesperiden, die er für sich behielt, dann setzte er sich zu den Füßen der

---

wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Teutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das teutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist."

Etwas weiter unten (S. 123) faßt Luden seine Eindrücke über Goethe zusammen: „Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine teutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Teutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte."

Omphale und blieb da sitzen. Börne vergleicht Goethe mit Dante, Alfieri, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Swift, Byron, Thomas Moore, die alle für die Unterdrückten eingetreten wären. Börne erwartet von der Nachwelt, daß sie Goethe verurteilen werde.

Weniger haßerfüllt griff Börne den Dichter Goethe an, doch unterließ auch er nicht, Goethes Werke herabzusetzen, wovon im folgenden hinreichende Beispiele gegeben werden sollen. Es scheint daher unerklärlich, wenn Brandes sagt, Börne lasse sich nicht darauf ein, Goethes Dichtkunst zu „beurteilen", geschweige denn zu „verurteilen".[1])

Nachdem Börne den „Westöstlichen Divan" gelesen hatte, ruft er aus: „Welch ein beispielloses Glück mußte sich zu dem seltenen Talente dieses Mannes gesellen, daß er sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben." (G. S. VIII, 119.) Diese Aussage zeigt eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen Pustkuchen, Menzel und Börne.

An anderer Stelle sagt Börne (Menzels Literaturblatt 1835, S. 508): „Goethe war stolz und hochmüthig, aber alle seine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigten, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und ist man ein Dichter ohne Muth? Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Wasser gehen, über einen Draht reiten, um sie zu erlösen. Aber Goethe ist auch kein Dichter; die Muse war ihm nie vermählt, sie war seine Dirne, die sich ihm hingab für Geld und Putz, und Bastarde sind die Kinder seines Geistes." Und etwas weiter unten fährt er fort: „Die Biene erquickt uns nicht bloß mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter sein: süß dem Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Goethe war nur das erstere, der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen."

Als Ursache, daß Goethe kein wahrer Dichter sein konnte, nennt Börne (G. S. VIII, 31) Goethes Unglauben und Mangel an Sympathie. Goethe sei arm und allein. Er lebe nur in den

[1]) Georg Brandes, „Das junge Deutschland". Übersetzt von A. v. d. Linden. 3. Aufl. S. 72. (Leipzig 1897.)

Augen: wo kein Licht, sei ihm der Tod. Börne behauptet (G. S. VIII, 78), weder Goethe noch Schiller hätten ihr Volk geliebt, sondern verachtet und nichts für dasselbe getan.

Börne greift Goethes Worte: „Der Geist nähert sich der wirklichen, wahrhaften Natur durch Gelegenheitsgedichte", heraus (G. S. XI, 25) und bemerkt dazu, Goethe habe die Dichtkunst gefunden, gestohlen, erworben vielleicht mit seiner Hände Arbeit, geschenkt wurde sie ihm nie.

Nur in seinen Liedern findet Goethe unbedingte Anerkennung bei Börne (Menzels Literaturblatt 1835, S. 510): „Goethe lebte nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig, denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr teilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann."

Goethes Stil war Börne unsympathisch. Als er Goethes Tagebuch las, konnte er sich nicht enthalten, darin eine „aufgezwungene Reinlichkeit des Stils", sowie eine „tyrannische Ordnung" zu finden. Ordnung und Sachlichkeit waren allerdings nicht die starken Seiten Börnes. Er warnt sogar die jungen Dichter, an ihren Werken jene „steinerne Ruhe" herauszuarbeiten, von welcher Goethe so verlockende Beispiele gegeben habe.[1])

Die einzige Mitteilung, daß Goethe von Börnes Angriffen Kenntnis erhalten hatte, findet sich in der Zeitschrift „Komet" vom 8. Mai 1832 (abgedruckt in „Über Goethes letzte Tage". Verschollene Dokumente aus meiner Goethe-Sammlung, den Teil-

[1]) In einem Briefe vom 11. Sept. 1819 (N. S. I, 5) vergleicht Börne Goethes poetische Bilder mit kaltem Marmor, und später (Jan. 1836, G. S. XVII, S. 92) nennt er noch einmal Goethes Stil „kalt", „marmorartig", „nicht malerisch". — Mit diesen Worten stimmt ein Ausspruch Heines merkwürdig überein. Er sagt in der „Romantischen Schule" (S. W. V, 252) bei der Erwähnung antiker Statuen: „Sonderbar, diese Antiken mahnten mich an die Goetheschen Dichtungen, die ebenso vollendet, ebenso herrlich, ebenso ruhig sind und ebenfalls mit Wehmut zu fühlen scheinen, daß sie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daß sie keine Menschen sind, sondern unglückliche Mischlinge von Gottheit und Stein." — Der Ausdruck „marmorglatt und marmorkalt", angewendet auf Goethes Dichtungen, wurde von L. F. Huber in einer Rezension der „Natürlichen Tochter" im „Freimüthigen" von 1803 (Nr. 170, S. 678 f.) geprägt. (L. F. Hubers „Sämtliche Werke seit dem Jahre 1802", 2. T., S. 240). Vgl. „marmorglatt und marmorkalt" in Büchmann, „Geflügelte Worte".

nehmern des Bibliophilentages am 29. November 1908 überreicht von Friedrich Meyer): „Röhr hatte nämlich Goethen während seiner Krankheit einen Besuch gemacht, bei welchem das Gespräch auf die Angriffe Börnes gegen letzteren kam. Wie Goethe von diesem in Kenntnis gesetzt worden, da man sich schon seit Jahren möglichst bestrebt hatte, alles zu entfernen, was ihn verletzen konnte, ist nicht bekannt. Dieser aber äußerte: ‚Das ist das Präludium zu unserer Leichenrede', und setzte, als Röhr ihn hierüber zu beruhigen suchte, hinzu: ‚Nun sie werden mir schon eine andere halten'."

3. Heine.

Eine mehr objektive und historische Auffassung von Goethes Persönlichkeit und seinen Werken zeigt Heine. Allerdings ist auch er kein rückhaltloser Bewunderer Goethes, doch dürfte Hehns Ansicht, als ob Heine sich nur aus eigennützigen Gründen habe zurückhalten lassen, gegen Goethe aufzutreten, nur in sehr beschränktem Grade berechtigt sein.[1])

Heines Stellung zu Goethe läßt sich deutlich durch seine Werke und Briefe verfolgen. Sie besitzt eine deutlich verfolgbare Entwicklungsgeschichte und wird mit der Zeit immer objektiver, bis die letzten Krankheitsjahre des Dichters ihm wieder den Blick trüben und seine Auffassung Goethes an Klarheit verliert.

Das Schwankende, Zwiespältige in Heines Charakter spiegelt sich in seinem Verhältnis zu Goethe wider, wobei persönliche Verstimmungen und Einflüsse von außen eine große Rolle spielen. Allein trotzdem bedeutet Heines Beurteilung Goethes gegenüber derjenigen Menzels und Börnes einen sehr großen Fortschritt. Er betrachtet ihn mit den Augen des Künstlers und dazu mit tiefem Verständnis für Goethes Persönlichkeit. Wenn Heine, selbst wo er unpersönlich urteilt, nicht immer gerecht wird, so ist der Grund, daß Heine nicht bloß Künstler, sondern auch

---

[1]) Vgl. damit das Urteil Edward Schröders in seiner Rede „Goethe und die Professoren". Marburg 1900: „Das polternde Schimpfen Wolfgang Menzels hat dem deutschen Volke seinen Goethe weit weniger entfremdet als die Doppelzüngigkeit Heines, dessen Lob des ‚großen Heiden' ebenso gefährlich war, als das tückische Lügenwort von der ‚Marmorkälte'."

Politiker war, und es ihm manchmal unmöglich wird, den künstlerischen vom politischen Standpunkte zu trennen.

Als Heine an der Schwelle seiner dichterischen Laufbahn nach Berlin kam, geriet er unter den Einfluß der Rahel Varnhagen und ihres Kreises. Im Hause Varnhagens blühte der Goethekult und riß den jungen Dichter mit sich fort.[1]) Heine drückt seine Sehnsucht nach Anerkennung aus Goethes Munde in folgenden Worten aus (S. W. VII, 593): „Wahrlich, nächst dem Gefühle, Goethe selbst zu sein, kenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn einen Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugnis gibt." Leider hat ihm Goethe dieses Zeugnis nie erteilt. Von dem Einfluß Rahels zeugt folgende, einem Briefe an Rahels Bruder, Ludwig Robert-tornow, vom 27. November 1823, entnommene Stelle (Briefe XIX, 179): „Sie können kaum glauben, wie artig ich mich jetzt gegen Frau von Varnhagen betrage, — ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe gelesen .... Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, sondern ein sehender. Goethe gefällt mir sehr gut."

Im Herbst 1824 kam Heine selbst nach Weimar, wo er den bekannten Besuch bei Goethe abstattete.[2]) Die Herablassung, mit welcher ihn dieser, dem Heines Name damals noch ganz unbekannt war, empfing, verletzte die Eitelkeit des jungen Dichters, und ein Brief an Moser vom 1. Juli 1825 (Briefe XIX, 290—291) enthält folgende bezeichnende Stellen: „Er (Goethe) ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur das war's, was mich an ihm interessierte. Er hat ein wehmütiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide." .... „Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, der nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat." Ferner nennt er sich selbst einen Schwärmer, der bis zur Aufopferung begeistert sein könne, und fragt, ob ein

[1]) Ellen Key, „Rahel", eine biogr. Skizze. Leipzig (1907). Vgl. S. 141 u. 143.

[2]) Vgl. darüber Elster, Heine und Christiani, „Deutsche Rundschau", 1901, S. 265 ff. und 426 ff.

solcher, der selbst sein Leben für die Idee hinzugeben bereit sei, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebe, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen, egoistisch-behaglichen Lebens. Später gibt Heine den Eindrücken, die er beim Besuche Goethes empfing, eine ganz andere Beleuchtung. In der „Romantischen Schule", die 1833 unter dem Titel „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" bei Heideloff und Campe, Paris und Leipzig, erschien, gibt er eine begeisterte Schilderung von dem persönlichen Eindruck, den Goethe bei ihm hinterließ (S. W. V, 264), was Börne zu folgender Äußerung veranlaßte (N. S. VI, 94, vom 16. März 1833): „Goethe, den er so wenig achtet wie ich, streicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen."

Während Heine noch in der „Nordsee" (S. W. III, 96) für Goethe gegen dessen Herabsetzer kräftig Partei ergreift, tritt bald ein Umschlag in seiner Haltung gegen Goethe ein. Die Ursache dazu war eine rein persönliche. Moser hatte ihm mitgeteilt[1]), daß man sich in Berlin sehr ungünstige Äußerungen Goethes über den Verfasser der „Reisebilder" erzählte, worauf Heine am 30. Oktober 1827 (Briefe XIX, 317) erwiderte: „Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher, abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, daß ich ihn schon vor drei Jahren[2]) nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch deinen letzten Brief bestochen worden."

Bald danach erschien Wolfgang Menzels „Deutsche Literatur", worin Goethe, wie wir bereits erfahren haben, aufs heftigste angegriffen wurde. Auf Heine hat dieses Buch nachhaltig gewirkt, ja er hat es zum Teil in seiner „Romantischen Schule" ausgeschrieben.[3])

Menzels Buch wurde von Heine rezensiert.[4]) Er drückt sein

---

[1]) Vgl. Strodtmann, „Heine's Leben und Werke", I, S. 533.

[2]) Das heißt, nachdem Heine seinen Besuch bei Goethe gemacht hatte.

[3]) Vgl. darüber J. Goebel, „Grenzboten" 1899, S. 694 ff. Goebels Angaben werden allerdings von R. M. Meyer in Frage gestellt („Grundriß d. neueren dtsch. Litt.", 88).

[4]) „Die deutsche Literatur" von Wolfgang Menzel (S. W. VII, 244).

Erschrecken über die Härte und Bitterkeit aus, womit Menzel von Goethe spreche und beantwortet die Frage, woher diese Härte komme, mit den Worten: „Vielleicht eben, weil Goethe, der nichts als ‚primus inter pares' sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist." Er denkt, daß das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweiche und eine neue Zeit mit neuen Prinzipien aufsteige. In witziger Anspielung auf „Kunst und Altertum", den Titel von Goethes Zeitschrift, fragt Heine: „Wird ‚Kunst und Altertum' imstande sein, ‚Natur und Jugend' zurückzudrängen?" Doch bemerkt Heine ausdrücklich, daß er unter Goethentum nur die Nachahmung Goethescher Formen durch seine Jünger und nicht Goethes Werke, „nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist", verstehe.

Erst viel später hat Heine Menzels Einfluß überwunden, den er in folgenden Worten, welche der Handschrift der „Reise nach Genua" (Lesarten zu Reisebilder III, Kap. XXVI, — S. W. III, 547) entnommen sind, ausspricht: „Damals hatte ich um Mitternacht das Menzelsche Buch gelesen und mich in diese literarische Wolfsschlucht so vertieft, daß ich Freykugeln gießen half gegen Goethe selbst. Gott oder Goethe verzeih mir diese Sünde und erhalte mich gesund; denn, wenn ich mich schlecht befinde, bin ich immer antigoethisch gesinnt."

Menzels Vorwurf der Unmännlichkeit[1]) gegen Goethe scheint folgenden Passus in Heines „Italien" (S. W. III, 266) beeinflußt zu haben: „Nächst Goethes ‚Italiänischer Reise' ist Frau von Morgans ‚Italien' und Frau von Staels ‚Corinna' zu empfehlen. Was diesen Frauen an Talent fehlt, um neben Goethe nicht unbedeutend zu erscheinen, das ersetzen sie durch männliche Gesinnungen, die jenem mangeln."

Im März 1829 kam Heine wieder nach Berlin. Rahel Varnhagen berichtet von ihm in einem Briefe an ihren Gemahl vom 10. März 1829[2]): „Er wollte gegen Goethe sprechen: ich mußte

---

[1]) Vgl. Menzel, „Deutsche Literatur", III, S. 344; zitiert auf S. 26 dieser Untersuchung.

[2]) Vgl. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, Leipzig, Brockhaus, 1875, Bd. VI, S. 348.

lächeln; es ging nicht," und am 15. März[1]) schreibt sie: „Er (Heine) kann sich, und Goethen, seinen und dessen Ruhm verwechseln, denkt überhaupt an Ruhm."

Heine hatte sich schon früher in einem Briefe an Varnhagen vom 30. Oktober 1827 (Briefe XX, 40) in Gedanken neben Goethe gestellt. Bezugnehmend auf die ihm von Moser hinterbrachte ungünstige Äußerung Goethes über seine Person sagt er: „Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine."

Heine drückt in einem Briefe an Varnhagen vom 28. Februar 1830 (Briefe XX, 157) mehrere Gedanken aus, welche später von Wienbarg in seinen „Ästhetischen Feldzügen" ebenfalls ausgesprochen und gründlicher verarbeitet wurden. Er stellt dem späteren Goethe den frühesten, den Werther-Goethe, gegenüber. Ersteren nennt er ein großes „Zeitablehnungsgenie" und erwähnt seine Kunstbehaglichkeit, die sich selbst letzter Zweck sei. An derselben Stelle bespricht er Goethes Altersstil und bezeichnet gewisse Eigentümlichkeiten desselben als Schreibgrimassen.

Da trat eine große Veränderung in Heines Leben ein. Die Julirevolution hatte sein Interesse auf das politische Gebiet gedrängt, und Börnes Einfluß wird sichtbar. Der politische Gegensatz gegen Goethe findet scharfen Ausdruck in folgenden Worten (Englische Fragmente vom 29. Nov. 1830 — S. W. III, 503): „Von meinem Herzen schmilzt die vornehme Eisrinde, eine seltsame Wehmut beschleicht mich — ist es Liebe und gar Liebe für das deutsche Volk? Oder ist es Krankheit? — Meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und das ist ein ungünstiger Zustand für einen Schriftsteller, der den Stoff beherrschen und hübsch objektiv bleiben soll, wie es auch Goethe getan — er ist achtzig Jahr' dabei alt geworden und Minister und wohlhabend —, armes deutsches Volk, das ist dein größter Mann."

In diese Zeit fällt eine Äußerung Goethes über Heine, die einzige, die uns bekannt ist. Eckermann zeichnet folgende Worte aus einem Gespräch vom 14. März 1830, worin Goethe über Schriftstellernöten klagt, auf: „Und wenn noch die bornierte Masse höhere Menschen verfolgte. Nein ein Begabter und ein Talent

[1]) Ib. S. 357.

verfolgt das andere. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den Andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht.“ Goethe scheint also Heine doch schätzen gelernt zu haben, was daraus hervorgeht, daß er ihn unter die höheren Menschen rechnet.

Heines politisch ablehnende Haltung gegen Goethe dauerte auch nach des letzteren Tod fort, wie der erste Vers aus dem Gedicht „An einen ehemaligen Goetheaner“ (S. W. I, 302) beweist:

„Hast du wirklich dich erhoben
Aus dem müßig kalten Dunstkreis,
Womit einst der kluge Kunstgreis
Dich von Weimar aus umwoben?“

Denselben Gedanken sprechen auch die folgenden Worte aus den „Französischen Zuständen“ (S. W. V, 136) vom 10. Juni 1832 aus: „ „Ist es wirklich wahr, daß das stille Traumland in lebendige Bewegung geraten? Wer hätte das vor dem Julius 1830 denken können! Goethe mit seinem „Eiapopaia“, die Pietisten mit ihren langweiligen Gebetbüchern, die Mystiker mit ihrem Magnetismus hatten Deutschland völlig eingeschläfert, und weit und breit, regungslos lag Alles und schlief. Aber nur die Leiber waren schlafgebunden, die Seelen, die darin eingekerkert, lebten ein sonderbares Bewußtsein.“

Heine hielt Goethes Tod für den geeigneten Zeitpunkt, um dem deutschen Volke eine literarische Abrechnung, die zugleich das Programm einer neuen Literatur sein sollte, zu senden. Er tat dies mit seiner „Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ (Paris und Leipzig 1833), welche 1836 in erweiterter Form als „Romantische Schule“ in Hamburg erschien. Das Persönliche tritt nun zurück, und eine wärmere Anerkennung des großen Toten gelangt zum Ausdrucke.

Heine erwähnt am Anfange des Buches (S. W. V, 215), daß er das Ende der „Goetheschen Kunstperiode“ schon seit Jahren vorausgesagt hätte.[1]) Jetzt glaubten die meisten, mit dem Tode Goethes beginne in Deutschland eine neue literarische Periode

[1]) Vgl. S. W. VII, S. 244 ff.

und das alte Deutschland sei mit ihm zu Grabe gegangen.[1]) Obwohl er dies zugibt, wendet er sich gegen die „schäbige plumpe, ungewaschene Opposition", die sich gegen eine Gesinnung gewendet habe, welche er das „Herrlichste und Heiligste" nennt, was Deutschland hervorgebracht habe, nämlich jene Humanität, jene allgemeine Menschenverbrüderung, jenen Kosmopolitismus, dem Goethe und die anderen großen Geister Deutschlands immer gehuldigt hätten (ib. 327).

Einen schon von Börne[2]) erhobenen Vorwurf nimmt Heine wieder auf und sagt (S. W. V, 248): „Goethe hatte Angst vor jedem selbständigen Originalschriftsteller und lobte und pries alle unbedeutenden Kleingeister."[3])

Er nimmt jedoch Goethe in Schutz gegen die Opposition der Orthodoxen einerseits und der Revolutionäre andererseits und vergleicht ihn mit einem Baume, der die ganze Welt mit seinem Wohlduft erfüllte, weil seine Zweige so prachtvoll bis in den Himmel ragten, so daß es aussähe, als seien die Sterne nur die goldenen Früchte des großen Wunderbaumes (S. W. V, 251). Heine wendet sich gegen die Tendenz der Goetheaner, die Kunst selbst als das Höchste zu proklamieren und sich von den Ansprüchen der wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebühre, abzuwenden (ib. 252). Er sucht Goethes Indifferentismus als Ausfluß seiner pantheistischen Weltanschauung zu erklären (ib.).

Heine glaubt, daß Goethe den philosophischen Enthusiasmus seiner Zeit nicht verstanden und den christlichen abgelehnt habe. Er habe überhaupt den Enthusiasmus ganz historisch behandelt. So sei er der größte Künstler seiner Literatur geworden. Den selbständigen Wert der Goetheschen Meisterwerke leugnet er nicht, doch macht er folgenden Vorbehalt (S. W. V, 254): „Sie zieren unser theueres Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen.[4]) Man kann sich darin verlieben, aber sie sind unfruchtbar."

---

[1]) Vgl. Börne (G. S. IX, 16): „Es ist mir als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben, ich meine an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden."

[2]) G. S. VIII, 84.

[3]) Heines Tadel ist von der Goethekritik aufrecht erhalten worden. Vgl. Goedecke 1. Aufl. II, S. 864; 2. Aufl. IV, S. 564.

[4]) Hier zeigt sich eine Anlehnung an Börne, der Goethes Bilder „kalt wie Marmor" nennt (N. S. I, S. 5).

Heine macht das halb humoristische Geständnis, das Motiv, warum er früher antigoetheanische Überzeugungen ausgesprochen habe, sei der Neid gewesen (S. W. V, 256). Er beteuert, nie in Goethe den Dichter angegriffen zu haben, sondern nur den Menschen (ib.). Er sagt, Goethes größtes Verdienst sei die Vollendung alles dessen, was er darstellte, hierin gleiche er Homer und Shakespeare (ib. 257).

Goethes „Faust" wird von Heine die weltliche Bibel der Deutschen genannt (ib. 258). Vom „Westöstlichen Divan" sagt er, Goethe habe hier den berauschendsten Lebensgenuß in Verse gebracht, und diese seien so leicht, so glücklich, so hingebend, so ätherisch, daß man sich wundere, wie dergleichen in deutscher Sprache möglich wäre (ib. 261).

Den persönlichen Erfahrungen eines von der Zensur bedrückten Schriftstellers, wie Heines, entspricht es, wenn er sagt (ib. 290): „Goethe pflegte im Tone einer humoristischen Ironie dasjenige zu sagen, was er, der Staatsminister und Höfling, nicht unumwunden auszusprechen wagte. Goethe hat nie die Wahrheit verschwiegen, sondern, wo er sie nicht nackt zeigen durfte, hat er sie in Humor und Ironie gekleidet."

In seinem Buch „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" (S. W. IV, 161) wird Goethe von Heine wiederum der „große Heide" genannt. Nach Heine bekunde sich Goethes Heidennatur in dem klaren scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten. Doch sei der Pantheismus Goethes von dem rein heidnischen sehr verschieden, denn Goethes Heidentum sei von unserer heutigen Sentimentalität durchdrungen.

Heine vergleicht Goethes Pantheismus mit dem des Spinoza und behauptet, seine Gedichte seien durchdrungen von demselben Geiste, der uns auch in den Schriften des Spinoza anwehe (S. W. IV, 272). Heines Auffassung dieser Tatsache findet sich am schönsten in folgender Stelle (ib. 274) ausgedrückt: „Aber am reinsten und lieblichsten beurkundet sich dieser Goethesche Pantheismus in seinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethesches Lied."

In seinen „Elementargeistern" (S. W. IV, 379—438) behan-

delt Heine den Goetheschen Mephisto und findet, niemand habe den zynischen Charakterzug des Teufels besser beleuchtet als Wolfgang Goethe (ib. 415). Aus dieser Bemerkung Heines zieht Robert-tornow (Goethe in Heines Werken S. 65) den Schluß: „Aus diesen behaglichen Worten läßt sich schließen, wie Heines ironischer und zynischer Begabung durch die Gestalt des Mephistopheles Vorschub geleistet wurde.“ Gewiß stecken mephistophelische Züge in Heine, aber es wäre doch sehr gewagt, zu behaupten, Heine hätte zur Entwicklung seines Charakters das Vorbild des Mephistopheles nötig gehabt.

Heine zeigt mit fortschreitender Entwicklung eine immer ausgesprochenere Goethesche Auffassung der Kunst. So schreibt er in den Briefen „Über die französische Bühne“ (S. W. IV) die folgenden Worte (ib. 525): „.... ich bin für die Autonomie der Kunst; weder der Religion noch der Politik soll sie als Magd dienen, sie ist sich selber letzter Zweck, wie die Welt selbst.“[1]) Einige Jahre später sagt Heine im zweiten Teil der „Lutetia“ (S. W. VI, 348): „Was ist in der Kunst das Höchste? Das was auch in allen anderen Manifestationen des Lebens das Höchste ist: die selbstbewußte Freiheit des Geistes.“ Wohl in Erinnerung an Menzel und Börne fügt er hinzu (ib.): „.... wir können behaupten, daß die Künstler, welche die Freiheit selbst und die Befreiung zu ihrem Stoff gewählt, gewöhnlich von beschränktem, gefesseltem Geiste, wirklich Unfreie sind.“ Aber auch Zeitgenossen, wie z. B. Herwegh, scheint Heine mit dieser Stelle treffen zu wollen, indem er besonders auf die Freiheitssänger jener Jahre hinweist, auf welche er den Goethe unterschobenen Vers münzt (ib. 349):

„Matte Fliegen. Wie sie rasen.
Wie sie sumsend überkeck
Ihren kleinen Fliegendreck
Träufeln auf Tyrannennasen.“

[1]) Vgl. damit, was Heine früher in der „Romantischen Schule“ (S. W. V, S. 251—252) sagte: „Indem die Goetheaner von solcher Absicht ausgehen, betrachten sie die Kunst als eine unabhängige zweite Welt, die sie so hoch stellen, daß alles Treiben der Menschen, ihre Religion und ihre Moral, wechselnd und wandelbar unter ihr hin sich bewegt. Ich kann aber dieser Ansicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen sich dadurch ver-

Die Schlußbemerkung des Absatzes (ib.) bezieht sich wieder auf Goethe: „Die wahrhaft großen Dichter haben immer die großen Interessen ihrer Zeit anders aufgefaßt als in gereimten Zeitungsartikeln, und sie haben sich wenig darum bekümmert, wenn die knechtische Menge, deren Roheit sie anwiderte, ihnen den Vorwurf des Aristokratismus machte."

Heines spätere Schriften enthalten noch manche auf Goethe bezügliche Stellen, die jedoch kein neues Licht auf sein Verhältnis zu diesem Dichter werfen.[1]) Vielleicht die letzte ausführliche Erwähnung Goethes, die uns Heine hinterließ, war in der Berichtigung an die „Berliner Haude- und Spenersche Zeitung" vom 15. Juni 1849 (Briefe XX, 162): „Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der freieste Deutsche nach Goethe, wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat, ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich weimar'schen Jupiter erteilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübselige Nazarener heiter herablächelt — ich bin jetzt nur ein armer totkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch."

4. Ludolf Wienbarg.

Sein Verhältnis zu Goethe zeigt keine Entwicklung. Er tritt in seinen „Ästhetischen Feldzügen" vom Jahre 1834 mit einem ausgereiften Standpunkte vor die Öffentlichkeit. Allerdings ist Heines Einfluß merkbar. Wienbargs andere Schriften können nur zur Ergänzung der in den „Ästhetischen Feldzügen" ausgesprochenen Ansichten herangezogen werden.

Wienbarg hielt von Anfang an fest zu Goethe. Darin unterscheidet er sich nicht nur von Menzel und Börne, sondern auch von Heine und Gutzkow, denen es schwieriger fiel, Goethe jederzeit gerecht zu werden.[2]) Die Ursache zu diesem Verhalten liegt

---

leiten, die Kunst selbst als das Höchste zu proklamieren und von den Ansprüchen jener ersten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, sich abzuwenden."

[1]) Vgl. besonders die „Erläuterungen" zu „Faust" (S. W. VI, 495—519).

[2]) Vgl. Schweizer, „Ludolf Wienbarg", S. 54.

vielleicht in folgenden zwei Umständen. Wienbarg hatte unter allen jungdeutschen Schriftstellern allein eine gründliche klassische Bildung, die ihn Goethe näher brachte, und zweitens besaß er, verglichen mit seinen Mitstrebenden, ein viel geringeres politisches Interesse; ihm konnte daher auch Goethe nicht so viel Anstoß geben als den übrigen. Wienbarg war ein wissenschaftlich geschulter, feinsinniger Ästhetiker und als solcher viel besser geeignet, Goethe zu würdigen als die anderen.

Menzels Urteil über Goethe fand daher bei Wienbarg die schärfste Zurückweisung. In seiner Schrift „Menzel und die junge Literatur“[1]) (S. 4) sagt er: „Goethes Weltüberblick, seine freie, ausgehämmerte, in starker Angel ruhende Persönlichkeit, ... alles, was unsterblich sein wird an Goethe, ... fand in Menzels ‚deutscher Literatur‘ einem Werke der kritisch-historischen Siebenkoppelwirtschaft, die protzigste Herabwürdigung. Man hüte sich, Börnes feurige Angriffe mit der Menzelschen Afterkritik zu verwechseln. Beider Maßstab sieht sich ähnlich, wie dem Schwert die Schneiderelle.“

Wienbarg zieht eine scharfe Linie zwischen dem jungen und dem alten Goethe, worauf schon Schweizer (l. c. 40) hingewiesen hat. Jener sagt (Ästhet. Feldzüge 257): „Goethes Leben und die seinem Leben entsprechenden Dramen und Gedichte lassen sich in zwei große Partien und Abschnitte unterscheiden: Goethes Jugend und Goethes Alter. In seiner Jugend ließ Goethe die Phantasie der Deutschen nicht rasten, er wußte ihnen beständig neuen Stoff aus dem Reiche seiner Ideen und Gefühle darzubieten. Diese waren revolutionär und stellten sich, wenn auch unabsichtlich, in Kontrast mit der politischen und moralischen Ordnung. Goethe trug die unzufriedene Begeisterung in alle Gebiete des Geistigen und Sittlichen über. „Faust“ ist ihr Kulminationspunkt. Er ist zugleich der Wendepunkt des Goetheschen Genies. Jetzt beginnt die zweite Epoche seines Ruhmes, die der ruhigen Plastik, der beschränkten gegen den Stoff gleichgültig sich verhaltenden Kunstdarstellung, welche das Aufregende vermeidet und sich mit der Gegenwart aussöhnt.“ Schweizer wies (l. c. 142) nach, daß Wienbargs Urteil über Goethes Alter von Heine sehr beeinflußt worden sei.

[1]) Mannheim 1835.

Indem Wienbarg der erste war, der sich zu einer klaren historischen Auffassung Goethes aufschwang, war er auch derjenige, der zuerst Goethes Verhalten gewissen Zeiterscheinungen gegenüber objektiv zu erklären vermochte.

Wienbarg (l. c. 269) gibt eine Erklärung für Goethes Gleichgültigkeit gegenüber den Ereignissen der Politik. Wienbarg führt dieselbe zum Teil auf Goethes Stellung am Hofe zu Weimar zurück. Hauptsächlich läßt sich jedoch, nach Wienbarg, Goethes Indifferenz gegen die politischen Verhältnisse seiner Zeit daraus erklären, daß er zu denjenigen Charakteren gehört, welchen nicht die unmittelbare Gestaltung der Außenwelt, sondern zunächst die Bildung ihrer eigenen Persönlichkeit von der Natur zum Grundgesetz gemacht zu sein scheint.

An anderer Stelle sucht Wienbarg (Quadriga 106) die Ursache von Goethes ablehnender Stellung gegenüber seinen Zeitgenossen aus dem Benehmen der letzteren zu erklären: „In Goethe schien die ruhige Plastik wieder das Übergewicht zu erhalten. Er nähert sich dem Alterthum mit schon bewährter poetischer Kraft, indem er sich zugleich von seinen Zeitgenossen abwendete, mit denen er, wegen ihrer Überschwenglichkeit im Streben und Unzulänglichkeit im Leisten, nichts zu schaffen haben wollte“ .... „Die Natur und die Alten, in diesem Kreise schloß er sich ab“ (ib. 117).

Wienbarg stelllt sich (ib. 118) die Frage, ob Goethes klassische Studien ihr nicht um einen frischeren Lorbeer betrogen hätten[1]), verneint sie jedoch mit den Worten (ib.): „Goethe war nicht mehr jung und seine Stellung hatte sich mit ihm krystallisirt. Als er die ‚Iphigenie‘ schrieb, konnte er keinen ‚Werther‘, ‚Götz‘ und ‚Faust‘, ich meine etwas Leidenschaftliches dichten.“

Wienbarg macht (Holl. 79) denjenigen, welche Goethe an seinem Lebensende angegriffen, einen Vorwurf, daß sie dem Greise

[1]) Neuere Goetheforscher haben allerdings behauptet, daß die Hingebung an die Antike eine Schwächung von Goethes dichterischer Leistungsfähigkeit bedeutet habe. Vgl. z. B. C. Weitbrecht, „Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit“ (Leipzig 1902), S. 111—112: „Die heitere Klarheit der Antike, die er (Goethe) haben wollte und sollte, gedieh ihm in der deutschen Welt doch nicht so recht; es war eine Zwiespältigkeit da, die wir sehr gut begreifen können, die ihm selbst oft unbehaglich zum Bewußtsein kam, und bei der jedenfalls der Dichter nicht eben zu großen und erfreulichen Leistungen angetan war.“ Bielschowsky (Goethe, sein Leben und seine Werke II, S. 236—237) vertritt einen entgegengesetzten Standpunkt.

zumuteten, seine Natur zu verwandeln, sein langes Leben, sein Jahrhundert zu verleugnen, die schöne einheitliche Kunstform seines Lebens zu zerschlagen und auf ihre Art und Weise die Massen zu bearbeiten. Und welche Massen? Wienbarg fragt, wo das deutsche Volk wäre, das einen Dichter, wie Goethe, aus der Sphäre der Weltpoesie gegenwärtig und mächtig in seinen Kreis zu bannen vermocht hätte, und wer wäre ihm gefolgt, wenn er das Volk wirklich zu den Waffen gerufen hätte.

Ein noch viel rückhaltloseres Lob spendet Wienbarg dem Künstler, den er den „geistigen Befreier der Deutschen nennt“[1]) (Ästh. Feldzüge 273). Wienbarg hebt hervor (ib. 252), Goethe habe die Schöpfung seiner poetischen Werke meistens als dichterisches Bedürfnis gedient, sein Gemüt von einseitigen heftigen Inklinationen zu befreien und ihm die verlorene poetische Freiheit wiederzugeben, ein Gedanke, der von Gutzkow (siehe unten) wieder aufgenommen und weiter ausgeführt wurde.[2]) Goethes Werke und Dramen waren er selbst zu irgendeiner Zeit seines Lebens. Jeder Deutsche könne sich für seine Person in diesen Werken spiegeln, seine Bildung gehe denselben Gang wie die Goethesche.

In dem Büchlein „Zur neuesten Literatur“ (S. 14) vergleicht Wienbarg Goethe mit Shakespeare, mit welchem er die Gabe, seine Zeitgenossen zu schildern, gemein gehabt habe. In demselben Werke (S. 16) nennt Wienbarg Goethe „den großen Naturdichter, der mit Shakespeare und Sophokles aus einem Becher Unsterblichkeit trank“.

Wienbarg hält Goethes Bemerkungen über ästhetische Fragen als von größtem Werte für die Bildung des Geschmackes, insofern sie aus dem einheitlichen Quell des Goetheschen Lebens hervordringen und die ungetrübtesten Anschauungen der Welt und ihrer

---

[1]) Dieses Problem wurde eingehend von Rudolf Hildebrand behandelt (Aus Vorlesungen über Goethe. Goethe-Jahrbuch Bd. XXII). Hildebrand vergleicht Goethe mit Luther und preist ihn als den großen Befreier auf dem Gebiete der Kunst, der das „Ich“ frei gemacht habe „von der Übermasse fremden Stoffes und fremder Formen, die es überschüttet hätten und zu ersticken drohten“.

[2]) Vgl. damit die Vorwürfe Menzels und Börnes gegen den „Gelegenheitsdichter“ Goethe (s. o.).

Schönheiten in Natur, Kunst und Leben enthalten, wie die sämtlichen Goetheschen Werke; seien sie Gedichte oder Prosa.

Wienbarg vergleicht Goethe mit Schiller und gibt ersterem wegen seines gleichmäßigen, klaren Strebens den Vorzug (ib. 4): „Während Goethes geistige Magnetnadel sich unverwandt gegen den schönen Kunstpol neigte, bewegt sich Schillers ringende Natur nach den entgegengesetztesten Richtungen und strebt vergebens nach dem Schwerpunkt, der seiner geistigen Natur angemessen war.“ Wienbarg gibt (ib. 13) den Rat, sich nicht durch Raisonnements über die Schönheit zu verwirren, sondern sich durch den Genuß der Meisterwerke alter und neuer Zeit von den Wirkungen der geistigen Kraft der Schönheit lebendig erfüllen zu lassen, wozu dem Deutschen insbesondere Goethes Werke als musterhaft vorschweben, und an anderer Stelle (ib. 188) akzeptiert Wienbarg ohne Vorbehalt Goethes Satz: „Der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne.“

Er bespricht einzelne von Goethes Dichtwerken. Er sucht seine Prosa zu charakterisieren (Ästh. Feldzüge 297—298), indem er sie derjenigen der eigenen Zeitgenossen gegenüberstellt. Das Merkmal, das Goethes und Jean Pauls Prosa von der neuesten unterscheide, sei die weltentrückte Behaglichkeit, die sichtbar aus jener spreche und dieser fehle: „Jene früheren Größen unserer Literatur lebten in einer von der Welt abgeschiedenen Sphäre, weich und warm gebettet in einer verzauberten idealen Welt, und sterblichen Göttern ähnlich auf die Leiden und Freuden der wirklichen Welt hinabschauend und sich vom Opferduft der Gefühle und Wünsche des Publikums ernährend. Die neueren Schriftsteller sind von dieser sicheren Höhe herabgestiegen, sie machen einen Teil des Publikums aus, sie schwimmen mitten im Strome der Welt und sind die Vorschwimmer.“

Eingehend befaßt sich Wienbarg mit Goethes „Wilhelm Meister“, an dem er aussetzt, daß Goethe ihn nur zur Hülle seiner Lebensanschauungen gebraucht habe, ohne jedoch eine kräftige Philosophie zur Darstellung gebracht zu haben (Helg. 157): „Die ‚Lehrjahre‘ verweisen geheimnisvoll auf die ‚Wanderjahre‘, und in den ‚Wanderjahren‘ entfaltet sich eine Philosophie über Staat, Kirche, Leben, Erziehung, welche des wesentlichen Kennzeichens der Philosophie, der energischen Abstractionen der Idealität, gänz-

lich ermangelt.[1]) Jene lassen eine Lücke, welche diese nicht ausfüllen.“ Ein ähnlich absprechendes Urteil wird den „Wahlverwandtschaften“ (ib. 158) zuteil: „Die Idee der ‚Wahlverwandtschaften‘ (ib.), gegeben als ein großes natürliches Gesetz, an großen Verhältnissen und im großen Styl dramatisch entwickelt, hatte die erschütternsten Wirkungen hervorgebracht und den Druck einer unnatürlichen tyrannischen Convention in unseren socialen Verhältnissen auf wahrhaft tragisch-poetische Weise vor Augen geführt. .... Gewiß ist aber, daß die ‚Wahlverwandtschaften‘ als Roman unter ihrer Idee blieben; ängstlich-lüsterne Situationen forderten nur die Sittenpolizei heraus, vor deren Strenge selbst der unglückliche Ausgang nicht schützen konnte.“

Wienbarg schätzt an Goethe besonders den Lyriker (ib. 271), da die Lyrik des Dichters innerstes Wesen herauskehre und die ewigen Laute der Natur vernehmen lasse. Besonders in seinen jugendlichen Dramen bringe Goethe diese lyrischen Naturlaute hervor. Er sieht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Byrons Poesie und den ersten poetischen Leistungen Goethes (ib. 269).

Goethes Lieder aus der Jugendzeit erklärt Wienbarg (Helg. 123) für den unmittelbaren Ausdruck vom inneren Leben des ersteren. Er vergleicht sie mit dem sanften Bilde eines unter dunkeln Zweigen dahinwandelnden Baches, in welchem ein geliebtes Antlitz sich traumhaft abspiegele.

Als Dramatiker wird Goethe von Wienbarg über Schiller gestellt (Ästh. Feldz. 252): „Nicht Schiller, sondern Goethe muß als der dramatische Repräsentant seiner Zeit aufgefaßt werden. Schillers Dramen zeigen nur die immer durchgedachter und selbstbewußter werdende Kunst, haben aber keinen inneren Zusammenhang, keine durchlebte Geschichte von Ansichten und Gemüthsstimmungen, auch keinen Zusammenhang mit den Gemüthsstimmungen und Ansichten der Zeitgenossen. Bei Goethe dagegen stehen seine dramatischen Meisterwerke, Romane und Gedichte mit der Zeit im innigsten Zusammenhang, insofern sie eine Idee, eine Stimmung der Zeit poetisch, kräftig aussprechen und für einen gewissen Zeitraum im Publikum allgemein machen.“

Wienbarg sagt (Lit. 4) mit Beziehung auf Goethes bekannten

[1]) Wienbarg vermißt die Fähigkeit der philosophischen Synthese und Dialektik (im Sinne Hegels) bei Goethe.

Ausspruch, daß ihm die Muse nur als Begleiterin nicht als Leiterin des Lebens erschien. Er nennt an jener Stelle Poesie und Leben Inseparabeln, die unzertrennlich seien und behauptet, Goethe habe zuerst auf diesen Zusammenhang in seinen Werken hingedeutet und damit ein Samenkorn in die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ausgestreut.

5. Gutzkow und Laube.

Gutzkow hat Goethe ein eigenes Werk gewidmet[1]): „Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte", Berlin 1836. Er bespricht darin Goethes dichterische Persönlichkeit, seine Lebensphilosophie, seine Beziehungen zum neunzehnten Jahrhundert und kritisiert das Vorgehen der Opposition gegen Goethe. Auch Laube befaßt sich eingehend mit Goethe im dritten Bande seiner „Geschichte der deutschen Literatur" und hatte ihm schon vorher einen kleinen Abschnitt im zweiten Bande seiner „Reisenovellen" (ib. 246 -293) gewidmet. Da beide Verfasser sich häufig in ihrem Urteile nähern, sollen sie zusammen behandelt werden. Gutzkow ist unverkennbar von Wienbarg beeinflußt worden, während Laubes anfängliche Stellung zu Goethe zweifellos durch Börne und Heine ihre Richtung erhielt.

In dem vorhin erwähnten Kapitel aus den „Reisenovellen" legt Laube das Hauptgewicht auf Goethes Objektivität. Gleich zu Anfang (l. c. 246) sagt er von ihm: „Goethe war das größte historische Talent, was wir besessen haben, seine Augen waren so unbefangen, wie das Sonnenlicht: er sah nicht mehr und nicht weniger, als das, was war, und in diesen Augen beruht seine Größe, wenn er Geschichte oder Reise schreibt. Die Gelehrten nennen solche Augen Objektivität." Diese Worte erinnern stark an Heines Definition der „Heidennatur"[2]) Goethes, die ein Jahr vor Laubes „Reisenovellen" in der „Geschichte der Religion und Philosophie" erschienen war.

---

[1]) Gutzkows Schrift war durch das Büchlein „Über den Goetheschen Briefwechsel" von G. G. Gervinus (Leipzig 1836) veranlaßt worden. Vgl. darüber R. M. Meyer, „Goethe und seine Deutschen" in „Die Nation" vom 19. Aug. 1899, S. 662.

[2]) Vgl. S. W. IV, 272: „Seine (Goethes) starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren, scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten."

Wie Börne verneint Laube die Fähigkeit der Begeisterung bei Goethe (ib. 248), aber er wendet sich gegen den Vorwurf, Goethe habe die freie Volksentwicklung aufgehalten (ib. 249) und verlangt, daß Goethe, wie eine Geschichtsperiode, nicht nach Einzelheiten zu beurteilen sei, sondern als ein sich entwickelndes Ganzes. Gleich Heine nennt Laube den „Faust" das größte Werk Goethes (ib. 272—273), und anknüpfend an „Wilhelm Meister" bewundert er Goethes Prosa (ib. 276), von der er sagt, daß sie sich durch große Einfachheit, den Mangel aller Kontraste, durch große Klarheit und Durchsichtigkeit, aber auch durch Mangel allen Glanzes auszeichne. Den Börne- und Heineschen Ausdruck „marmorschön, aber auch marmorkalt", wendet Laube (ib. 280) neuerdings auf Werke Goethes (die Natürliche Tochter) an.[1]) Wie Heine schiebt Laube die Schuld antigoethischer Zeitströmungen auf das Treiben der Goetheaner (ib. 291). Dem Goetheschen Liede wird besondere Achtung gezollt[2]) (ib. 287). Den moralisierenden, goethefeindlichen Pietisten hält Laube entgegen (ib. 291): „Goethe ist christlicher als Sie glauben. Seine Sachen gehen immer auf Beschränkung der Leidenschaften und Wünsche aus, er erweitert nie die Aussicht, sondern verengt, concentriert sie."

Der jungdeutsche Standpunkt gegenüber dem klassischen des achtzehnten Jahrhunderts kommt besonders klar zum Ausdruck, wenn Laube die Dissonanz zwischen Goethe und den Forderungen der Zeit damit charakterisiert, daß er sagt (ib. 292): „Er (Goethe) wollte betrachten und die Welt wollte handeln."

Gutzkows Standpunkt ist von vornherein dadurch klargelegt (Goethe 19), daß er an den Umschwung anknüpft, der einige Jahre vor dem Entstehen seiner Schrift in der Stellung der Gebildeten zu Goethe stattgefunden habe. Die Ursache dieses Umschwunges sei die gewonnene Einsicht gewesen, daß die zeitweilig statt Goethe gepriesenen Geister, wie Jean Paul, Tieck und verschiedene Großen der „Romantischen Schule", kein Muster für den Fortschritt des Geistes gewähren. Man mußte auf dasjenige zurückkommen, was befruchtete. An dem alten lebendigen Gedächtnis Goethes mußten diejenigen Gesetze der Kunst, diejenigen Tatsachen der Literatur entwickelt werden, welche sich zu Saatkörnern für die Zukunft eignen.

[1]) Vgl. die Anmerkung auf Seite 36 dieser Untersuchung.

[2]) Vgl. was Börne (s. o.) zu Ehren der Goetheschen Lieder sagt.

Allerdings ist auch Gutzkow kein unbedingter Bewunderer Goethes. Er vermißt (ib. 88) das treibende ethische Element bei ihm: „Indem Goethe die Poesie die augenblickliche Erregung, der Act des Dichtens selbst Abschließung einer abweichenden Stimmung war, bildete er sich nicht jene innere Triebkraft aus, die zwar den Menschen immer aus seinem Gleichgewichte herauszuheben sucht, ihn aber mit Aufopferung des genossenen Moments auf immer höhere Stufen und Terrassen der Zukunft erhebt."

Gutzkow will Goethes Gesinnung nicht empfehlen (ib. 87): „Herrlich die Jugend, die aufrichtiger, hingebender und feuriger empfinden kann, hochherziger denken vom Vaterlande, von der Liebe, von den Räthseln der Geschichte."

Während aber Goethes Gegner in ihrem Tadel seines Charakters noch viel weiter gehen und ihn sogar für die Charaktere seiner Poesien verantwortlich machen, erklärt Gutzkow (ib. 10), daß Goethe selbst hoch über jenen Charakteren stand und sie nur aus beinahe technischen Zwecken für seine Schöpfungen brauchte. Seine Gegner hätten den Fehler gemacht, dieselben nicht seiner tiefen Anschauung des Lebens, sondern seinen praktischen Maximen zuzurechnen.

Gutzkow meint (ib. 18), die Opposition gegen Goethe erkläre sich zum Teil daraus, daß das Gebaren vieler seiner Bewunderer anderen so widerwärtig gewesen sei.[1]) Es sei Goethe ein Wettstreit der Huldigungen entgegengebracht worden, von dem man nur wünschen möchte, daß derselbe weniger exklusive (d. h. auf eine bestimmte Koterie beschränkt) gewesen wäre. Die Verketzerungen solcher, die etwas seltener im Tempel erschienen, um anzubeten, habe den Unmut derer erregt, die öfter kamen. „Da gingen jene hin, die Fahnen der in Süddeutschland aufgesteckten unmittelbaren Rebellion gegen Goethe zu vermehren, ob auch sonst die von Wolfgang Menzel dabei gerührte große Trommel ihren Ohren wehthat."

Zum Teil führt Gutzkow die Opposition gegen Goethe auch darauf zurück, daß man sich gegen Goethes Prinzip der Weltliteratur sträubte, wobei man ihm vorwerfe, daß er die Nationalität verdrängen wolle. Seit Herder lege man Nachdruck auf die Unterscheidung der Nationalliteraturen. Die Nation wolle sich

[1]) Vgl. ähnliche Äußerungen Menzels, Börnes, Heines und Wienbargs.

in der Literatur bespiegeln, sie wolle, daß die Literatur die jeweiligen politischen, religiösen, moralischen Zustände derselben ausspreche. Gutzkow sucht nachzuweisen, daß Goethe mißverstanden worden sei. Die Weltliteratur wolle die Nationalität nicht verdrängen, im Gegenteil, sie würde ein durchgreifendes und einfaches Regulativ der ästhetischen Beurteilung liefern, ein europäisches Forum für die heimische Literatur. Als Goethe die Weltliteratur empfahl, habe er schwerlich daran gedacht, daß die einheimische Literatur nach dem Beifall der Fremden geizen und nach exotischen Maßstäben eine Regulierung ihres Wertes dulden sollte. Goethe wollte nichts als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder möglichen Seite her.

Ein anderer Goethe gemachter Vorwurf war, daß er sich tatsächlich allem zugewandt habe, was auf seine Zeitgenossen spekulierte. Gutzkow erwiderte (ib. 15), diese Hingabe wäre geregelt gewesen durch einen Rückhalt, der schwer von der Stelle zu bringen gewesen wäre und nie von ihr gebracht worden sei, Goethes ganzen Charakter. Goethe habe über seiner Zeit gestanden, habe sie dabei als Stoff benutzt und verbraucht, um seine Individualität zu stärken, in einer Weise, die seit Menschengedenken alle großen Charaktere gemein hätten.

Gewisse Gegner hatten in Goethe nicht das Genie, sondern nur das Talent gelten lassen und sich auf seinen Mangel an Verständnis für gewisse Dinge, z. B. abstrakte Philosophie, Musik usw., berufen. Die Beschränkung Goethes, erwidert Gutzkow (ib. 15), sei nur eine Folge seines Genies gewesen. Weil das Genie erfindet, so wird es in seiner Tätigkeit absorbiert und muß, um sich vor seiner inneren Unruhe und dem verzehrenden Drange der Schöpfung zu retten, eine Gegenwehr zu erobern suchen, die ihm den göttlichen Funken sowohl erhalte, als auch diesen für die leicht entzündbare und bald verkohlte Phantasie weniger gefährlich mache. Goethe habe diese Gegenwehr in einer Hauptmaxime seines Lebens und in seiner Kunst, in der Beschränkung, gefunden. Man war gewohnt, an Genies den Mangel an Selbstzucht zu beobachten und sie frühzeitig zugrunde gehen zu sehen. Goethe habe das gesehen und die Synkrosyne zum Präservativ gegen frühe Verpuffung gemacht. Des Genialen sich bewußt, habe er eine nüchterne Eigenschaft des Talents zu sich herübergenommen, den Takt, und in die gärende Masse seines Inneren Neutralisation gebracht.

Auch Laube (G. L. 414) verteidigt Goethe gegen Vorwürfe seiner Zeitgenossen: „Es wird ihm aber der leidenschaftliche Politiker die Eigenheit, welche der unmittelbaren That und Entwicklung ausweicht, er wird ihm den unscheinbaren Indifferentismus und das Zurückführen der Parteiworte auf reine Begriffe ebensowenig verzeihen, wie der leidenschaftliche Christ ihm verzeiht, daß er noch im Alter all seine lebhafte Teilnahme unchristlichen Völkern zugewandt habe, daß er mit Hingebung von den reinlichen Parsen gesprochen, daß er manche praktische Art des heidnischen Gottesdienstes verehrt habe, ja daß er offenbar einen Kultus, welcher das Leben hebt, nachdrücklich gepriesen sehen möchte, neben einem Kultus, der nur mit dem Tode zu thun hat. Der Literarhistoriker aber werde immer das Glück schätzen, solch unbefangene Größe in einer Zeit leidenschaftlicher Entgegnung zu finden. Die politische Seite in ihrer constitutiven Innerlichkeit anbetreffend, finde er sogar in den nächsten Jahren des Dichters eine Not, die der leidenschaftliche Politiker noch weniger begreifen mag. Es finde sich ein Buch Goethes, das für einen Roman genommen sein wolle, und worin alles ‚Romantische' dem ‚Politischen' nicht nur untergeordnet, sondern von diesem aufgelöst sei. Das sind die ‚Wanderjahre'."

Auch Laube (G. L. 437) ergreift das Wort, um den Tadlern Goethes entgegenzutreten: „Einem Autor gegenüber, der ein Hauptbestandteil deutscher Bildung ist, der vorzugsweise unsere jetzige Kultur aus verworrener, wenigstens verwickelter Bestrebung eines Jahrhunderts zur Klarheit herausgehoben, zum beseligenden Bewußtsein einer Nationalkultur emporgearbeitet hat, einem solchen Autor gegenüber, welcher in Europa das begabteste Deutschland repräsentirt, die Frage aufzuwerfen, ob er auch Patriotismus habe, ist wenigstens müßig. Patriotismus ist eine Hilfskategorie, wo es an unmittelbarem Leben fehlt. Diese Frage nun gar Goethe gegenüber zu verneinen ist dergestalt abgeschmackt, daß man darüber ebensowenig Worte verlieren muß, als wenn der Knabe tadelt, daß man zur Unterdrückung des Flusses nicht Wasser in den Fluß gieße."

Ferner wirft Laube (ib. 440—441) den Gegnern Goethes vor, daß ihnen die Schöpferkraft mangle, daß sie zu ihrem Werke nichts mitbringen als eine Meinung, eine überlieferte moralische Forderung, eine untergeordnete Geschichtsmaxime. Außerdem,

sagt Laube, sei alle Polemik ganz erfolglos geblieben, obwohl ihr eine der Beurteilung Goethes ungünstige, stürmische Zeit zu Hilfe gekommen sei.

Gutzkow bestreitet, daß Goethe sich den philosophischen Systemen, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt wurden, entzogen habe (Goethe 59), fügt aber hinzu, Goethe habe sich außerhalb des Kampfes der Parteien gehalten. Er habe die Philosophie wie die Religion als ein Kunstwerk genommen, wo die beglückende Wahrheit „Gefunden!“ doch immer nur ein Reflex der Individualität sei. Er hätte schwerlich ein System gelten lassen, das für zwei Personen eine und dieselbe Richtschnur sein wolle.

Ein anderer Grund für die kühle Aufnahme, welche die alleinseligmachenden philosophischen Systeme bei Goethe fanden, war in Gutzkows Augen (ib. 65) der Umstand, daß Goethe den Kultus für alles verachtete, das entweder mit dem Anspruche, Wahrheit zu sein, auftrat, oder in der Tat als solche anerkannt wurde. Er kannte die Wahrheit nur als Naturprodukt, als ein organisches Phänomen, das auf eigenen Füßen steht und das einen inneren, genugsam es bestimmenden Kern enthält.

Gutzkow sucht (ib.) nachzuweisen, daß Goethes ganze Betrachtungsweise empirisch und nicht spekulativ gewesen sei. Er habe wenig Anlage für philosophische Dialektik gehabt.

Der Schwerpunkt von Gutzkows Auffassung des Verhältnisses zwischen Goethe und seinen jüngeren Zeitgenossen gipfelt in dem Satze (ib. 71): „Goethe hatte sowohl für seine persönliche Beurtheilung wie für den Charakter seiner Poesie das Unglück unter einem Wendepunkte der Zeit zu leben.“ Diesen Wendepunkt erklärt er folgendermaßen (ib.): „Früher im achtzehnten Jahrhundert hielt man es für genialisch der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglas zu verschütten, im gelindesten Fall sie zu ignorieren. Jetzt dagegen wird für die Weihe des Genies gehalten, die Freundschaft der Zeit zu besitzen, ihr Jünger, Vertrauter, ihr Herold und Apostel zu sein.“

Laube wirft dieselbe Frage auf und findet, daß die französische Revolution, welche über Goethe, gerade als er sich unter der Einwirkung der „Italienischen Reise“ befand, hereinbrach, ihn mit seiner Zeit entzweit habe (G. L. 383): „Goethe war durch eine glückliche Existenz, durch intimste Theilnahme an

der allmächtigen Entwicklung in der Natur, an der geschlossenen Entwicklung in der Kunst gegen jede Gewaltsamkeit eingenommen. Wo diese in der großen historischen Folge nothwendig wurde, da war er für den Augenblick gelähmt und ohnmächtig. Er befand sich also während dieser Katastrophen in einer durchaus üblen Lage, insoweit er sich aller gewaltsamen Action gegenüber dachte; und daraus erklärt sich's, daß er sich neben einer aufregenden Welt scheinbar so theilnahmslos verhielt, und diese Theilnahmslosigkeit mitunter nur durch Äußerungen unterbrach, welche den leidenschaftlichen Freunden des Fortschrittes ein Ärgernis gaben. Im Grunde war er keineswegs theilnahmslos, aber seine Bildung, wie sein Naturell hielten ihn zurück von einer unbedingten That, welche ins Große greifend, rasch heraustritt."

Trotz dieses Abstandes zwischen Goethe und der neuesten Zeit kommt Gutzkow (l. c. 75) zur Schlußfolgerung, daß die neue Literatur wieder an Goethe anknüpfen müsse, an den Goethe des achtzehnten Jahrhunderts, den Goethe im Wendepunkte des Jahrhunderts.

Besonders in Zeiten allgemeiner Begriffsverwirrung werde man immer auf Goethe zurückkommen müssen, da er die Natur, die Gesundheit, die Freiheit, den besten Humor und das, was niemand machen, geben, nachahmen könne, das Genie, repräsentiere (ib. 78).

Durch eine Anzahl von Zielen, welche Goethe und dem achtzehnten Jahrhundert gemein sind, findet ihn Gutzkow (ib. 77) mit der Gegenwart verknüpft.[1])

[1]) Gutzkow gibt eine systematische Liste dieser Ziele, welche hier wiedergegeben ist:

„Die Befreiung des Gedankens vom System und den dogmatischen Formeln."

„Der Irrthum als Chance des Denkens, wenn derselbe nur die Wahrheit des Individuums und Schönheit der Form hat."

„Nur diejenige Wahrheit ist schön, die eine individuelle ist."

„Die Tendenz ist lobenswert, ja nothwendig, doch wird ihrem Gedanken, als dem Gedanken der Allgemeinheit, entweder die Wahrheit oder die Schönheit fehlen."

„Wer mich Gott nicht mit Händen greifen läßt, darf nicht zürnen, wenn ich meinen Augen mehr traue, als den seinigen."

„Statt angemaßter Wahrheiten gebt bescheidene Überzeugungen; solche, die keine Verpflichtungen sind."

„Endlich erlaube mir jeder, der mich nicht geschaffen hat, da meinen Schöpfer zu suchen, wo ich ihn finde."

Diese Auffassung verdankt Gutzkow zweifellos Wienbarg, der Goethe zuerst vom historischen Standpunkt beurteilt hatte und Goethes Zusammenhang mit den Aufgaben der Gegenwart nachwies.

Auch Laube (G. L. 413) findet die Beziehungen Goethes zur Zeit in Wahrheit nicht so abgelegen. Er macht eine diesbezügliche Äußerung gelegentlich der Besprechung von Goethes „Westöstlichem Divan". Goethe, meint Laube, habe sich nicht um abstruser Studien willen nach dem abgelegenen Orient gewandt. „Er studiert Zustände, die Glück gebracht, er will eines Marks von diesem Glücke auch für sich und seine Nation theilhaftig werden, seine Nation in so stürmischem Drange bedarf dessen mehr als je. Der Band ‚Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnisse des Westöstlichen Divans', worin die Studien auf eine unübertreffliche Weise ausgearbeitet sind, dieser Band scheint von den Gegnern Goethescher Art nachlässig oder gern übersehen zu werden. Wenn es denn sein müßte, so könnten sie darin auch erblicken, wie geflissentlich sich Goethe auch in die orientalischen Staatsverhältnisse eingetaucht, wie er Parallelen und Folgerungen für die Aufmerksamkeit an mehreren Orten niedergelegt oder doch angedeutet habe."

Ebenso wie Wienbarg zollt Laube dem Künstler Goethe die rückhaltloseste Bewunderung. Er nennt ihn (G. L. 366) den Schöpfer der Einfalt der Sprache, die das schönste Glück einer schönen Literatur und einer durchgebildeten Nation sei.

Bezugnehmend auf die „Wahlverwandtschaften" sagt Laube (ib. 408): „Das Wesentliche des Buches zeugt von der ewigen Jugend des Gottes, der im Dichter lebt. Wem bleiben die vortrefflich nuancirten Figuren des Romans, die natürlich herbeigeleiteten Vorfälle und Katastrophen nicht unauslöschlich im Gedächtnis? zum Zeichen, daß man etwas Tiefechtes vor Augen gehabt, und daß es meisterhaft vor Augen gestellt worden sei."[1])

Gutzkow (Goethe 585) schreibt Goethe zu, daß er uns die Form, die Grenze, die Methode hinterlassen habe. „Er hinterließ uns etwas, woran man lernen soll, sein eigenes großes Vorbild,

[1]) Auch „Wilhelm Meister" hat bekanntlich auf Goethes Zeitgenossen sehr stark gewirkt. Auch jeder jungdeutsche Schriftsteller befaßt sich eingehend mit dem Werke. Man denke auch an Carlyles Wertschätzung desselben.

seine Meisterschaft, die sich gewiß auch für die Beurteilung fremder Productionen auf einige ausgesprochene Maßstäbe zurückführen läßt. Goethe ist ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen kann. Durch nichts bestimmt, kann er jedes bestimmen. Seine Dichtungen sind ein kritisches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung."

Gutzkow versucht an einzelnen Stellen seines Werkes Goethes Entwicklungsgang zu charakterisieren, so sagt er (ib. 22): „Vom Häuslichen ausgehend hebt sich Goethes Geist ins Titanenhafte bis zu dem Versuche einen Prometheus zu dichten, doch in dem Momente, wo der fiebernde Trotz des Genies Krankheit wird, kommt die rothwangige, besonnene und vom Vater geerbte Gesundheit der transcendentalen Krisis zu Hilfe."

Gutzkows Auffassung berührt sich mit der von Wienbarg, wenn er Goethe einen Gelegenheitsdichter nennt (ib. 31), dem die Poesie jedes wissenschaftliche oder im Gefühl versteckte Unbehagen in überwundene, objektive, zurückgelassene Zustände verwandelt habe. Mit dem Grundsatze, daß Poesie Befreiung der Seele sei und der Schmerz sich abkühle, wenn er historisch werde, habe sich Goethe oben erhalten. Er habe begonnen, gegen ein Vorurteil seiner Zeit zu kämpfen, welches die fortgesponnene Empfindung, die zur Manie erhobene Erinnerung war, welche die gottvollere Zukunft niederdrückte (ib. 55).

Gutzkow und Laube spenden den Goetheschen Liedern dasselbe Lob, das schon Wienbarg (vgl. Helgoland 123) aussprach. Laube sagt (G. L. 366): „Nichts hat unsere Welt des Gedankens und Gefühls so frei und schalkhaft verbunden, nichts die alltägliche Welt so reizend beflügelt, nichts die ganze Nation in eine so sanfte, erhöhte Stimmung gebracht, und dadurch Weitererzeugung und Verbreitung der Poesie mehr gefördert als das Goethesche Lied. Es ist wie der Segen einer schönen Mutter in unserer Literatur."

Gutzkow findet (Goethe 55), daß Goethes Gedichte, meist durch individuelle Erlebnisse angeschlagen, auf alles anwendbar im Volkston fortklingen und in die Teilnahme der Masse, die manchmal den Verfasser nicht mehr anzugeben weiß, tiefer noch gedrungen seien als die Lieder Schillers.

Gutzkows Bevorzugung Goethes auf Kosten Schillers geht hier auf eine ästhetische Grundanschauung zurück. Er denkt

(ib. 38), daß das Idealische, das Korrekte und Klassische als Formel die schlechteste Befruchtung der Phantasie sei. Das Allgemeine, Idealische, das Schöne an sich, zünde den poetischen Genius nicht so sehr als das Individuelle, Einzelne, Charakteristische. Das Genie geht vom Faktum aus und nicht vom Allgemeinen. Deshalb hätte man nie das Genie Goethes gegen das Schillers in Abrede stellen sollen. In der Literatur wenigstens stehe das Besondere höher als das Allgemeine.

Gutzkow (ib. 44) verlangt vom Schönen, daß es anrege zu moralischer Tat. Das Erhabene sei nicht das Schöne. Das Erhabene sei Gefühl der Masse, des Gleichgewichts und eines dasselbe tragenden Mittelpunktes. Das Erhabene überwältige, es produziere in uns nur Rührung und Ohnmacht, aber das Schöne erhebe, das Schöne sei Leben, Mitteilung, Aufopferung. Es mache den Betrachtenden selbst zum Künstler. Er verweist hier auf eine Äußerung Goethes über den Begriff des Schönen, die dieser 1792 bei einem Besuche in Münster gemacht haben soll: Das Schöne sei, das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduktion uns gleichfalls lebendig und in höchste Tätigkeit versetzt fühlen. Ferner sei das Schöne nicht sowohl leitend als versprechend, es müsse hoffen, begehren, erwarten machen.

Gutzkow (ib. 45) glaubt, die von Goethe ausgehende Anregung werde unbegrenzt sein: „Das Genie wirkt immer weiter durch seine Anregung, und dadurch wird sich auch Goethe den Jahrhunderten erhalten. Die Guten, Reifen, Gebildeten werden immerdar von seinen Zauberschöpfungen entzündet werden, und durch sie den in jedes Menschen Brust schlummernden Poeten in sich wecken.“ Nicht in seinen Werken zu leben, sondern in seinen Werken zu zeugen, sei der Prüfstein des Genius.

6. Theodor Mundt und Gustav Kühne.

In seinen „Kritischen Wäldern“ (Leipzig 1833) richtet Mundt bei Besprechung von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ eine förmliche Absage an Goethe (ib. 178): „Göthe's Werke haben bereits ihre Zeit gehabt, wir dürfen es uns nicht leugnen, und gerade unsere Generation, die dritte in seinem vielbeglückten und vielbeglückenden Leben, bei der der Auserwählte nach seinem bekannten Geständnis Entschädigung für früher erlittene Unbill

seiner Zeitgenossen gefunden, gerade wir stehen schon wieder auf einem anderen Standpunkt und wissen uns so entschieden als einer anderen Zeit angehörig, daß es uns die Göthe'sche Poesie in manchem Betracht als eine vergangene, in manchen Interessen als eine veraltete gelten muß, der wir zwar einen unschätzbaren Theil unserer Bildung verdanken, die aber die Interessen unserer Zeit nicht mehr befriedigt und ausfüllt, wenigstens nicht mehr beherrscht. Wir gehören, mögen wir producirend oder nicht producirend sein, einer neuen Dichterschule an und haben uns jetzt vor manchem Element der Göthe'schen Poesie, als vor einem gefährlichen in der That zu hüten."

Auch Kühne erklärt Goethes Standpunkt für überwunden (Zodiacus, Nov. 1835, S. 310): „Wielands lächelnde und kichernde Sinnlichkeit, Herders weiches Raisoniren und Schillers heißes Gelüst nach dem tieferen Aufruhr des inneren Menschen vereinigten sich am Weimarischen Hofe schließlich in Goethe's beglückter Persönlichkeit. Er hat diese Elemente zur Harmonie in sich verschmolzen, aber hinausgegangen ist er nicht über ihre Kreise, vielmehr haben sie in ihm, nachdem der Giptelpunkt erreicht war, sich überlebt; er hat diese Sterne über ihre Mittagshöhe ihrem erblassenden Abendrothe entgegengeführt."

Mundt und Kühne machen einen scharfen Unterschied zwischen Goethes dichterischen Fähigkeiten und seiner Gesinnung. Erstere werden anerkannt, jedoch in beschränktem Umfange. Mundt erklärt im „Zodiacus" (Januar 1835): „.... er (Goethe) war vornehmlich der Erlöser der deutschen Form, die er vergeistigte und künstlerisch machte, aber nicht der Erlöser des deutschen Geistes, der in ihm und in seiner Zeit noch nicht zu der höchsten Freiheit aufstehen konnte, weil die Weltanschauung noch getrennt und auseinanderlag vom Leben und vom Talent. Die Familie und die Persönlichkeit waren die Gränze der Dichter und des Volkes." Nur „Faust" wird an dieser Stelle rückhaltlos angenommen: „Nur von der metaphysischen Universalität des deutschen Geistes hatte Goethe ein Normalgedicht gedichtet in seinem ‚Faust', ein Werk, das die größte Ewigkeit hat in der ganzen deutschen Literatur."

Goethes Verdienst um die Dichtkunst wird von Mundt folgendermaßen formuliert (Zodiacus 4): „So treffen wir bei Goethe immer noch auf auseinanderliegende Elementarstoffe des Dichtens

und Lebens, aber es ist sein großes kulturhistorisches Verdienst, dieses Elementarische des deutschen Geistes mit seinem Alles verarbeitenden Talent aufgenommen und auf die fortentwickelnde Bewegungslinie der Nationalbildung hinausgestellt zu haben."

Mundt bezeichnet als Mangel an Goethes Dichtkunst, daß auch bei ihm die Trennung zwischen Geist und Form hervortritt (Zodiacus 19): „Die entsetzliche, von innen aus entstandene Trennung zwischen Geist und Form hat selbst Goethe's großes Talent nur in äußerer Technik, nicht aber im Grunde und in der Wahrheit zu besiegen vermocht, vielmehr wird gerade der Gegensatz von Innen und Außen bewußtes und als Stoff ergriffenes Thema seiner elementaren Poesie." Es spricht von Goethes Monotonie der Formen (Zodiacus 8) und mißt Goethe an Shakespeare (Zodiacus 7): „Goethe und Shakespeare sind zwei entgegengesetzte Pole der modernen Poesie, was Keinem klarer gewesen, als Goethen selbst, der mehrere Mal diese Antipathie seines Genius bekannt hat, mehr aber wie eine Naturerregung, denn als kritische Überzeugung." Mundt versteigt sich sogar (Zodiacus 6) zu der Behauptung, daß die „Romantische Schule" in Shakespeare, diesem größten Dichter aller Zeiten, den glorreichsten Bewegungsführer gegen Goethe ins Feld gestellt hätte.

Auch Kühne fällt ein ähnliches Urteil, indem er (Zodiacus vom November 1835, S. 310) Goethe und Shakespeare vergleicht: „Goethe hat unendlich tiefe, mannigfach wunderbare Töne angeschlagen, aber einen sicheren Typus hat er wohl keinem Zweige der Literatur eingeprägt, wie etwa Shakespeare der dramatischen Poesie seines Volkes."

Der alte Vorwurf von Goethes Zersplitterung seiner Interessen und seiner vielseitigen Oberflächlichkeit wiederholt sich bei Kühne (Zodiacus vom November 1835, 310): „Goethe hat viele Wege eingeschlagen, mannigfache Richtungen eröffnet, keine einzige zu Ende verfolgt." Ferner behauptet Kuhne, daß jedes Gebiet, das Goethe betrat, sich ihm leicht und gefällig zu seinen Füßen geschmiegt habe, und die Geister der Natur hätten sich verschworen, freiwillig ihr Bestes zu seinen Triumphen darzubieten. Er sei hierhin und dorthin gezogen und aus allen Sphären neu verjüngt hervorgetreten. „Er war unendlich glücklich, sein Glück war noch größer, fast als sein Talent." Ja Kühne scheut sich nicht, Goethe sogar einen Talleyrand der deutschen Kunst und Poesie zu nennen:

„Jede Richtung, die er als Dichter einschlug, wurde ein Festzug für seine Persönlichkeit, aber er blieb keiner treu, lebte keine aus, sein Ich wand sich behende und schlank durch alle Verpuppungen, er war ein Talleyrand der deutschen Kunst und Poesie."

Kühne denkt gering von Goethe als Dramatiker, schätzt ihn jedoch als Lyriker (ib. 311). Er denkt, Goethes „Götz" sei der Anfang zu einem echten Nationaldrama gewesen, aber Goethe habe diese Richtung nicht verfolgt. Von der Melancholie, welche die damaligen sozialen Zustände erzeugt hatten, habe Goethe sich durch den „Werther" geheilt. Er habe in Schäferspielen getändelt und mit der französischen Sentimentalität kokettiert (in „Clavigo" und „Stella"). Kühne nennt Goethes Lieder süß wie Honigseim, unschuldig wie Milch, leicht und üppig, wie ein morgendlicher Hauch die reifen Blüten schüttelt. „Die Lieder kamen ihm Tag und Nacht, bis ins späteste Alter, er wußte nicht wie, und er ahnte kaum, daß er gerade der Lyrik weit mehr als dem deutschen Drama und Roman einen vollendeten Typus gab."

Kühne findet bei Goethe ein Gewirr verschiedenster Tendenzen (ib. 15): „.... so daß er den ‚Faust' zu vollenden aller Grillen und Reizmittel des greisen Alters bedurfte, an der Fortsetzung der ‚natürlichen Tochter' scheiterte, die größte Stillosigkeit im Drama einführte, auf der Bühne bald versuchsweise shakespearisirte, bald voltairisirte, bald hellenisirte, und das Buch des deutschen Gesellschaftslebens unvollendet ließ, man müßte denn die treulose Verkehrung aller ideeller Lebenseinrichtungen in geistesmatten Materialismus für eine Art Schluß des ‚Wilhelm Meister' trostlos hinnehmen."

Auch der bei den Jungdeutschen so beliebte Vergleich zwischen Goethe und Schiller wird von Kühne herbeigezogen (ib. 11—13): „Goethe war neben dem sturmbewegten Schiller das Phlegma mit dem ruhigen Waltenlassen seines Naturelles." .... „Im Ganzen aber war sein Wesen schon zu sehr fertig, um aus sich selbst zu neuen Bahnen herauszugehen." .... „Er (Schiller) rang immer nach jenseitiger Unsterblichkeit; Goethe hielt an der allseits schon hinieden hingebreiteten Ewigkeit des Geistes fest." .... „Mit Schillers Tod brach der ideale Mensch in ihm (Goethe) zusammen, sein höheres Ich, sein ideales Selbst, das über die Erde hinweg nach den Sternen greift, drohte mit Schiller ihm zu entschwinden."

Mit Bezug auf Schiller und Jean Paul heißt es (ib. 317):

„Der Dichter Goethe überflügelte Beide, seine Verklärung der Sinnlichkeit war unwiderstehlich und verführerisch schön.“

Mundt hebt (Zodiacus 6) Goethes Nachahmung der Antike hervor: „.... wogegen sich Goethe die kalte Einfachheit, Ruhe und Alles herausstellende Plastik der Antike zum Muster der Darstellung genommen hatte. Daher bei ihm durchaus keine versteckte Feinheit der Motive, sondern, wie an einer Bildsäule sucht er jeden Zug seines Gedichtes für die Anschauung auszumeißeln.“

Auch Kühne denkt, daß Goethe am treuesten in der Richtung der Antike geblieben sei (Zodiacus 312): „Er hatte Wärme des Herzens genug, um das Marmorbild lebendig zu küssen; er war der Pygmalion der Iphigenia. Und doch hat er gerade hier sich und sein Volk, weil es ihrem Fürstenzirkel gefiel, am meisten vergessen.“ .... „Das war eben das Vermessen des großen Mannes, daß er nicht bedachte, sein Volk habe seine eigenen Götter, und daß er wähnte, er müsse für die Deutschen erst eine Gottheit suchen auf fernen Gefilden.“

Kühne wirft Goethe vor, durch seine Äußerung über Klassisch und Romantisch eine Scheidewand zwischen sich und seiner Nation aufzuführen (Portraits 15): „Den Unterschied zwischen Classischem und Romantischem legt sich Goethe auf die wohlfeilste und ihm bequemste Weise auseinander, indem er Herrn Eckermann erklärt, das Classische sei das Gesunde, das Romantische das Kranke, ohne zu fühlen, daß dadurch eine Scheidewand gesetzt sei zwischen ihm und seiner Nation, der die Elemente des Romantischen eben so tief incarnirt sind als Religion und Philosophie. Durch die Trennung von Religion und Leben, Christenthum und Philosophie ist ein neuer Bruch zwischen Goethe und der Nachzeit entstanden.“

Schon im Jahre 1835 hatte Kühne gelegentlich einer Besprechung von „Wilhelm Meister“ auf Goethes Verzicht auf Zusammenhang mit Volk und Zeit hingewiesen (Zodiacus 313—315). Von den „Wahlverwandtschaften“ heißt es (ib.): „In den ‚Wahlverwandtschaften‘ ist von vornherein verzichtet auf alle Bewegung in der Mitte des Volkes, auf allen Zusammenhang mit dem Strom des ganzen Lebens.“ .... „Mit diesem Werke brach Goethe förmlich mit seinem Volke. Er hatte nie recht an eine Gesammtheit geglaubt, es nie so zuversichtlich wie Schiller sich imaginirt, daß im Deutschen etwas Nationelles, das sich als ein Ganzes ideell

fortbildet, schlummere. Dieser Glaube ist aber eine Religion für den deutschen Schriftsteller, diese Religion darf nicht aufgehoben werden."

Auch bei Mundt begegnen wir wieder der Phrase von der republikanischen Literaturverfassung, die kein einzelnes Talent zu einer geistigen Alleinherrschaft über die Zeit zulasse (Krit. Wäld. 180).

Scharf wird Goethes Gesinnung von Mundt und Kühne kritisiert. Ersterer sagt (Zodiacus 8): „In der Gesinnung hat er die ästhetische Vornehmheit, den künstlerischen Egoismus, die poetenhafte Absonderung, das aristokratische Lächeln und das Salonmäßige mit Goethe gemein behalten." .... „Gegen den legitimen Thron der Goetheschen Literaturperiode nahm bald die Zeit selbst Partei, und wenn Tieck eine Opposition des Talents einleitete, so rief die Zeit die unentfliehbare Opposition der Gesinnung wach. Das Geschlecht hat seine Goetheschen Sympathien alle verloren, es ist schon an andere gekettet, ehe es noch davon weiß." Menzels Verdienst um diese löbliche Emanzipation vom Goetheschen Einflusse wird bei dieser Gelegenheit gebührend gewürdigt.

Mundts Ansicht von Goethes Verdienst wird allerdings von Kühne nicht ganz geteilt. Dieser sagt (Zodiacus 318): „Das Zelotengeschrei kam zu spät, um Goethes Suprematie zu stürzen. Sie stürzte mehr, weil es Zeit war, als weil Pustkuchen und Menzel es so wollten."

Das Schlagwort vom „Fürstendiener" wurde von Kühne übernommen. Er sagt im „Zodiacus", Seite 312: „Nur schade, daß dieser Herr (Karl August), um den Dichter an seinem Hofe zu halten, ihn auch zu seinem Diener machen mußte. So wurde Goethe, der geadelte Bürgersohn, ein großer Mann in einer kleinen Coterie, ein Staatsminister in einem engen Hofleben." Bei der Besprechung von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde heißt es (ib.): „Sie fühlte so etwas davon, daß aus dem größten deutschen Poeten mehr ein Hofdichter als ein Nationaldichter geworden sei." Noch schärfer drückt er sich in seinen „Portraits und Silhouetten", Seite 14—15, aus: „Goethe hat sich allerdings der bürgerlichen Philisterei enthoben, doch die Freiheit vollendeter Entfaltung war dem nobilitirten Fürstendiener nicht dafür geworden."

Kühne dachte, wie alle Jungdeutschen, gering von Goethes politischer Einsicht. Er sagt von ihm (Portraits 15—16): „Was

man so Politik nennt, hat den alten Herren immer gewurmt. Er lobt, um Kleinigkeiten aus Eckermanns Berichten mitzuteilen, unter andern den spanischen Feldzug des Herzogs von Angoulème im Jahre 1823. Er ist der Ansicht, die große französische Revolution sei meist nur durch Bestechungen in Gang gesetzt. Später wird über den Unfug der Preßfreiheit und über den Dünkel der jungen Welt, ihr Herz den großen Erscheinungen des äußeren Lebens entgegenschlagen zu lassen, ein wohlgemeintes Wort gesagt. Der Alte bewies damit, daß er mit sich fertig war, wie sein schon vor ihm begrabenes Jahrhundert."

Mundt dagegen wird in späteren Jahren dem Politiker Goethe gerechter. In seiner „Geschichte der Literatur der Gegenwart" (1853) sagt er Seite 35—36: „Goethe erkannte die Ideen der politischen Freiheit als solche vollkommen in ihrer Berechtigung und in ihrer Grundwahrheit an, aber er ging zugleich von dem Gedanken aus, daß diesen Ideen die Unmöglichkeit ihrer Verwirklichung in den realen Volks- und Staatszuständen gegenüberstehe und innerlich anhafte."

Am sympathischesten beurteilt Kühne den großen Dichter gelegentlich der Besprechung von Riemers „Mitteilungen über Goethe" und des „Briefwechsels mit Zelter" (in Portraits und Silhouetten). Ebenda, Seite 23, sagt er: „Keiner war deutscher als Goethe, beweist Riemer. Ebenfalls ein wahrer Ausspruch, trotzdem Goethe für die patriotischen Bewegungen der Jahre 1809 bis 1815 keine Sympathie zeigte. Sein Deutschland war ein älteres, und es kann niemand einem anderen Deutschland angehören, als das ihn geboren, das ihn trug und hielt."

Kühne verweilt besonders gern bei Goethes Verhältnis zu Zelter, das ihn menschlich-sympathisch berührt (ib. 8): „Man sagt, daß Goethe in seinem Alter gern mit gemeinen Leuten, mit Menschen der unteren Stände verkehrte. Die Bildung, zumal wenn sie glänzt, wird leicht zur Phrase. Das widerte die gesunde Kraft des Alten an. Er besuchte gern die Werkstätten der Weber und Wirker, unterhielt sich gern mit jenen stillen Menschen, die auf die kleinen Geheimnisse der Nation lauschen, und die man Heimchenfänger nennen kann. Er liebte ursprüngliche Naturen, die aus eigentümlichen Quellen, selbst wenn sie karg waren, schöpften. So wird sein Verhältnis zu Zelter erklärlich, das bei der zutraulichen Dringlichkeit des alten Musikus sich bald auf Du und Du

stellte. Es war nicht die Musik, was sie verband, sondern Zelters derbe, dreiste Naturwahrheit und Goethes Sinn dafür. Zelter war für ihn, der die Feldzüge des Lebens hinter sich hatte, ein alter Corporal, an dem er die Kameradschaft anerkannte, und der ihm mit der platten Komik seiner ungenierten Manier von Fahrten und Abenteuern erzählte. Es war so still um den alten Herrn in Weimar geworden. Die Lustbarkeiten waren für ihn verrauscht, der Glanz des Lebens erloschen, so mancher Edle war vor ihm heimgegangen und der hohe Freund, Schiller, der Letzte, der den Flügelschlag eines großen Strebens um ihn entfaltet, war längst unter den Glücklichen, die den Rest des Lebens nicht zu tragen haben. Diesen Rest ließ er sich nun noch durch den Witz des skurrilen Berliners würzen."

Rückblick.

Wenden wir uns zu dem eingangs gegebenen ästhetischen Programm des Jungen Deutschland zurück, um festzustellen, in welchem Zusammenhang es mit den soeben wiedergegebenen Urteilen über Goethe steht.

Dort war es eine der Hauptforderungen, daß das Genie nicht sich selbst genügen, sondern auf die Massen einwirken sollte. Goethes häufig ausgesprochene Gleichgültigkeit gegen die Anerkennung von seiten des breiteren Publikums[1]) und seine Indifferenz gegenüber großen politischen Ereignissen, welche das deutsche Volk direkt betrafen, wie die Freiheitskriege gegen Napoleon, oder indirekt, wie die Julirevolution in Paris, gab seinen Gegnern eine Waffe in die Hand, welche diese zu gebrauchen nicht verfehlten.

In noch einem anderen Vorwurfe gegen Goethe vereinigen sich mehrere Stimmen. Börne setzt an ihm aus, daß er die mittelmäßigen Geister zu sehr gefördert habe und den ihm blindlings folgenden literarischen Janhagel auf die besseren und unabhängigen Autoren habe drücken lassen. Heine wirft ihm ebenfalls die Forderung der Mittelmäßigkeit, des literarischen „Tiers État" vor, und Gutzkow erklärt sich einen Teil der gegen Goethe gerichteten Opposition aus dem widerlichen Gebaren der von Goethe begünstigten Bewunderer.

Ein eigentümlicher Zug des Jungen Deutschland war seine ausgesprochen demokratische Anschauung, die selbst die Souveränität des Genies antastete und dessen Herrschaft nicht anerkennen wollte. Menzel spricht Goethe direkt das Genie ab und sagt, daß er höchstens ein Talent gewesen sei. Selbst Börne, der in ästhetischen Urteilen nicht so beschränkt

[1]) Vergl. Luden (Rückblicke S. 89): „Vor dem Dinge, das man das Publikum nennt, hat er (Goethe) eine souveräne Verachtung."

war, läßt sich herbei, von Goethes Kunstsinn zu sagen, er klebe nur am Äußerlichen. Heine ist eine aristokratischer angelegte Natur und einer so borniert demokratischen Auffassung unzugänglich. Er will nie den Dichter, sondern nur den Menschen in Goethe angegriffen haben und erkennt die Vollendung alles dessen, was Goethe dargestellt habe, an. Gutzkow zweifelt nicht im geringsten an Goethes Genialität. Wenn man an Goethe eine gewisse Beschränkung, ein Fernhalten von einzelnen Gebieten der Geistestätigkeit, wie Musik und Philosophie, erwähne, so wäre das kein Mangel an Genialität, sondern nur weise Selbstbeschränkung. Laube zollt dem Künstler Goethe die größte Achtung und sagt von seinen Gegnern, es habe ihnen selbst an Schöpferkraft gefehlt, sie hätten statt dessen nur eine Meinung, eine überlieferte politische und moralische Forderung in Anwendung gebracht.

Das Junge Deutschland betrachtet die Bedürfnisse des Volkes und die Forderungen der Wirklichkeit als Maßstab der Literatur. Poesie und Leben sollten in innigstem Zusammenhang stehen. Wenn Heine daher den Goetheanern den Vorwurf macht, daß sie die Kunst als eine zweite unabhängige Welt neben der wirklichen ansehen, so ist dies wohl als ein versteckter Angriff gegen Goethe selbst zu betrachten. Die jungdeutschen Dichter waren Tendenzschriftsteller, daher verlangten sie, daß der Künstler das Organ, der Spiegel seiner Zeit sein solle.

Goethe machte besonders in seinen späteren Werken nicht die geringsten Zugeständnisse an die Tendenzen der Zeit.[1]) Börne nennt ihn daher bloß einen Gelegenheitsdichter, der nicht die Stimmungen seiner Zeit, sondern nur gelegentliche Gefühle poetisch zum Ausdruck gebracht habe. Während Wienbarg daran festhält, daß Goethe ein Gelegenheitsdichter gewesen sei, erklärt er dies aus dem Umstande, daß jener sich durch seine dichterischen Werke von einseitigen poetischen Inklinationen befreien wollte.

---

[1]) Vergleiche Goethes Verse:

„Was euch nicht angehört,
Müsset ihr meiden;
Was euch das Innre stört,
Dürft ihr nicht leiden!“

(Faust II, Akt 5, Z. 687—90.)

Er erkennt jedoch den inneren Zusammenhang zwischen Goethes Werken und der Zeit und gibt zu, daß dieselben er selbst zu irgendeiner Zeit seines Lebens gewesen wären. Auch Gutzkow zeigt, daß Goethe durch eine Anzahl von Zielen mit dem neunzehnten Jahrhundert verbunden gewesen sei, auch werde man in Deutschland immer auf Goethe zurückkommen müssen, denn seine Schöpfungen wirken befruchtend, und die von ihm ausgehende Anregung werde unbegrenzt sein. Die neue Literatur müsse an Goethe anknüpfen.

Menzel und Börne machten Goethes Verhalten gegen die Ereignisse der Zeit zur Grundlage ihrer schärfsten Angriffe. Sie wollten die Poesie im Dienste der Politik sehen. Für die Selbstberechtigung der Kunst hatten sie kein Verständnis. Heine steht noch ihren politischen Forderungen recht nahe, allein er vermag Goethe vom Standpunkte des Künstlers aufzufassen. Er sucht Goethes Verhalten aus dessen pantheistischer Weltanschauung zu erklären, sowie aus seiner historischen Auffassung der Dinge. Wienbarg wird Goethes Charakter gerecht. Er nimmt an, daß Goethes Verhalten aus seinem ganzen Charakter, der zu fest in sich beruhte, um neuen Bewegungen nachzugeben, zu folgern sei. Er denkt, auch Goethes ablehnende Haltung gegen die Zeitgenossen erkläre sich daraus, daß Goethe mit ihnen wegen ihrer Überschwenglichkeit im Streben und Unzulänglichkeit im Leisten nichts zu schaffen haben wollte. Wienbarg meint, man solle nicht von Goethe verlangen, seine Natur zu verwandeln, die schöne einheitliche Kunstform seines Lebens zu zerschlagen, um auf Menschen zu wirken, die ihm wahrscheinlich gar nicht gefolgt hätten. Laube verteidigt Goethe vom Standpunkte des Literarhistorikers, der des großen Dichters unbefangene Größe in Zeiten leidenschaftlicher Erregung immer schätzen werde, trotz der gegen jenen erhobenen Vorwürfe leidenschaftlicher Politiker. Überhaupt hält es Gutzkow für müßig, an Goethe den Mangel an Patriotismus zu tadeln, da Goethe ein Hauptbestandteil der deutschen Bildung sei und seinem Volk unendliche Dienste erwiesen habe. Übrigens, fährt er fort, dürfe man nicht übersehen, daß jener einen Roman, die „Wanderjahre", geschrieben habe, in welchem die dichterischen Elemente gegenüber den politischen zurückträten.

Mundt und Kühne wiederholen die alten Schlagworte vom

Fürstendiener und von der Überwindung des Goetheschen Standpunktes, werden jedoch mit der Zeit goethefreundlicher.

Das Junge Deutschland forderte einen erhöhten Zustand der Entschlossenheit und Tatkraft gegenüber der vorherrschenden Rezeptivität des achtzehnten Jahrhunderts, und Goethes Charakter wurde daher von Menzel und Börne der Schwäche und Mutlosigkeit geziehen. Dieser Vorwurf wird von andern teilweise unterstützt. So wirft ihm Wienbarg vor, daß seinen Romanen eine kräftige Philosophie fehle, und Gutzkow vermißt das treibende Element bei Goethe und will seine Gesinnung der Jugend nicht empfehlen.

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.